

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]



Gott zum Gruß!

Der „Vetter vom Rhein“ wünscht allen seinen Lesern und Leserinnen ein glückliches neues Jahr. Mögen sie bewahrt bleiben vor Schaden und Unglück, und den Mut nicht verlieren, wenn Widerwärtigkeiten und Prüfungen über sie kommen. Möge auch in diesem Jahre ihre Arbeit gesegnet sein und gesegnet die Erziehung ihrer Kinder. Möge Frieden und Eintracht bei ihnen

wohnen und ihr Haus eine Stätte der Gottesfurcht und frommen Sitte sein. Das walte Gott!

Fang an mit Gott! Das ist ein schützend Wort, Und wandre ruhig deine Pfade fort, Und zittre nicht vor unheilbroh'nden Wegen. Mit Gott! — Das ist ein Wort voll reichem Segen.

Es ist in Eis und Schnee wie sonn'ge Matten, Im Sonnenbrand wie kühler Waldeschatten, Es hält des Heils und auch des Segens viel, Fang an mit Gott! Du kommst an's rechte Ziel.

Fr. K. Seidl.

Ein lebendig Toter.

Eine wahre Geschichte von A. Oskar Klausmann.

Der abgewiesene Freier.

In dem Besesszimmer der Kaffeewirtschaft herrschte die feierliche Stille, die man in solchen Räumen zu finden gewohnt ist. Man hörte nur hin und wieder das Rauschen der Zeitungsblätter, wenn dieselben umgeschlagen wurden, oder das Klirren der Löffel an Gläsern und Kaffeetassen. Selbst die Gespräche, welche die Kellner mit den Gästen führten, wurden geflüstert, und wer die Augen schloß, konnte glauben, an einem einsamen Orte zu sein und nicht an einer Stelle, wo ungefähr dreißig Leute sich meist mit Zeitungslesen beschäftigten.

Diese feierliche Stille wurde plötzlich durch einen eigentümlichen Laut unterbrochen, so daß sämtliche Anwesende nach der Stelle hinsahen, an welcher ein junger, ungefähr fünfundzwanzigjähriger Mann saß. Er hatte seinen Platz in der Nähe des Fensters und las in den Inseraten einer großen Tageszeitung. Er hatte eine Art unterdrückten Schreies ausgestoßen, wohl einen Schrei des Schreckens, denn er sah totenbleich aus, und die aufmerksam gewordenen Zeitungsleser, die ihn beobachteten, bemerkten, daß er zitterte und gar nicht zu wissen schien, was um ihn herum vorging.

Mit Gewalt schien sich der Bestürzte endlich zu fassen, er erhob sich und zog seinen Ueberzieher an, dann aber griff er noch einmal nach dem Zeitungsblatt, las aufmerksam eine Stelle, schüttelte mit dem Kopf und ging nach dem Vorderzimmer, um dort zu bezahlen und sich zu entfernen.

Wenige Augenblicke später hatten die Gäste ihre Ruhe wieder gewonnen, und es ging im Zimmer so still zu, wie vorher.

Der junge Mann aber eilte rasch durch einige Straßen, durch welche der Herbstwind segte, bis er ein Haus erreichte, in dem er eilig eine Anzahl von Treppen emporstieg und schließlich eine Thür öffnete. Er schien sich in seinem Heim zu befinden, auf das er indes nicht achtete; ohne Hut und Ueberzieher abzulegen, warf er sich vielmehr auf einen Stuhl und stierte lange vor sich hin.

Vor seinen Augen sah er immer noch die Buchstaben der Anzeige, die er soeben gelesen, und die ihn so sehr ergriffen und erschüttert hatte; fortwährend sumimte in seinen Ohren der Text:

„Gestern früh verschied plötzlich infolge eines Herzschlages der Rentier Georg Fiedler in Homberg. Tief betrübt durch den plötzlichen Schlag, der sie betroffen, trauern an seiner Bahre Gattin und Tochter. Den zahlreichen Verwandten und Freunden zur Nachricht, daß die Beerdigung am Donnerstag den 20. d. Mts., nachmittags 4 Uhr, stattfindet. Marie Fiedler, geborene Sparmann, als Frau; Antonie Fiedler, als Tochter.“

Warum fühlte sich der junge Mann von dieser Nachricht so sehr ergriffen? — Hatte er einen nahen Verwandten in dem Toten verloren? — Hatte er einen Vermögensverlust zu erwarten?

Durchaus nicht! — Ernst Hoffmann war weder ein Verwandter des Verstorbenen, noch entstanden ihm durch dessen Tod Geldverluste. Aber ein tiefes Weh und etwas wie Neue beschlichen ihn, als er von dem Tod des Mannes erfuhr, und

wenn er an die Unterschrift des Inserats „Antonie Fiedler“ dachte, dann ergriff ihn ein tiefes Mitleid, und ganz unaussprechliche Gefühle bemächtigten sich seiner.

Eine Reihe von Szenen tauchten vor seinem Auge auf, die vor kaum vierzehn Tagen in Homberg selbst sich abgespielt hatten.

Bis vor vierzehn Tagen hatte sich auch Hoffmann in Homberg aufgehalten und nicht, wie jetzt, in der Kreishauptstadt. Er war dort in einem großen Geschäft angestellt gewesen und mit seinem Lose zufrieden, soweit dies ein junger, strebsamer Mann sein kann, dem kein Vermögen zur Seite steht, und der lediglich auf seinen Fleiß und auf sein Glück angewiesen ist.

Er war in Homberg mit der Familie des Rentiers Fiedler bekannt geworden, eines etwas wunderlichen alten Herrn, der selbst früher Kaufmann gewesen war, sich aber von den Geschäften zurückgezogen hatte.

Der alte Fiedler galt für einen Sonderling, indes stand er sonst in hoher Achtung in der Stadt. Er war etwas launenhaft, aber ein Ehrenmann, und sein Ruf war ein tadelloser. Er führte auch ein glückliches Familienleben und seine Tochter Antonie war eine vielumworbene junge Dame, denn sie war die einzige Tochter des reichen Fiedler und, wie man so sagt, eine „reiche Partie“.

Hoffmann hatte Antonie bei gesellschaftlichen Veranstaltungen in Homberg kennen gelernt, und innerhalb Jahresfrist hatte sich langsam, aber sicher, zwischen den beiden eine Liebe entwickelt, die doch eines Tages zum Ausdruck und zur Erklärung kam. Dann hatten die Liebenden ein Jahr lang ihre Gefühle vor der Welt verborgen

gehalten, bis sich Hoffmann vor vierzehn Tagen entschlossen hatte, den Vater Antoniens aufzusuchen, um ihm ehrlich zu erklären, daß er Absichten auf die Hand seiner Tochter habe und daß er sich bemühen würde, sich der Hand Antoniens würdig zu erweisen. Er bat Fiedler, ihn einer Probe zu unterwerfen, ihn einer Probezeit auszusetzen, während deren er in keiner Weise mit Antonie verkehren wolle; er bat Fiedler, sich über ihn zu erkundigen, und schwor ihm zu, daß er nicht um Antonie anhalte, weil er wisse, daß sie Geld von Hause zu erwarten habe, sondern daß es sein eifrigstes Bestreben sei, sich durch eigene Kraft in den nächsten Jahren emporzarbeiten.

Wie gesagt, der alte Fiedler war ein Sonderling, ein höchst eigentümlicher Herr. Er ließ Hoffmann ruhig ausreden und ihn fast eine halbe Stunde lang sprechen; sein Gesicht veränderte sich ganz und gar nicht, so daß Hoffmann sich schon zu dem Glauben berechtigt fühlte, seine Werbung würde einen günstigen Erfolg haben.

Als er endlich schwieg, erhob sich der alte Fiedler, und auch Hoffmann that dies. Wie sehr war er aber überrascht, als der alte Herr, eine große, robuste Figur, ihn am Kragen nahm, ihn mit Gewalt zur Thür hinschleppte und dann, ohne ein Wort zu sagen, durch dieselbe hinauswarf.

Es lag etwas unglaublich Komisches in diesem stummen Hinauswerfen, für Hoffmann aber war die Sache eine schwere Beleidigung, die dadurch noch schlimmer wurde, daß der alte Fiedler abends am Viertische in spöttischer Weise erzählte, wie er den Freier, der auf das Geld seiner Tochter spekuliert hätte, hinausgeworfen habe. Innerhalb



Der alte Herr nahm ihn am Kragen.

viereind
sprüchte
blieb
Stadt
lich ge
oder ei
dies vo
wie er
Hoffmann
die fest
Wibere
reigun
Hoff
vogeber
hatte
in Au
Herr
alten
hoch ge
eigenli
Wann
Herr,
dem e
las, a
Es
mit d
Lode
ihn, w
Dann
Schre
verze
Vater
das A
in ih
tonnt
Er
der:
Frau
mehr
zu bl
oder
hatte,
Er
und
Frau
zur
die G
den
um je
erzäh
Ab
welche
einem

vierundzwanzig Stunden hatte sich die ganze Geschichte in dem kleinen Orte verbreitet, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als sofort die Stadt zu verlassen, da er dort vollständig unmöglich geworden war.

Er hatte versucht, mit Antonie noch ein Wort oder einen Brief zu wechseln, aber es wurde ihm dies vollständig unmöglich gemacht. Fiedler hielt, wie er sagte, seine Tochter unter Verschluss und Hoffmann mußte abreisen, nur getrübt durch die feste Ueberzeugung, daß Antonie trotz des Widerwillens des Vaters ihm in Liebe und Zuneigung treu bleiben würde.

Hoffmann hatte sich nach der Kreishauptstadt begeben, um hier eine Stelle zu suchen. Er hatte auch eine solche für den nächsten Termin in Aussicht.

Heute hatte er plötzlich die Todesnachricht des alten Fiedler gelesen, und die Sache ergriff ihn doch gewaltig. War der Verstorbene auch ein eigenliebiger und gegen Hoffmann rücksichtsloser Mann gewesen, so hatte doch Ernst ein zu gutes Herz, als daß er nicht in dem Augenblicke, in dem er die Todesnachricht des alten Mannes las, alles verziehen hätte.

Es erfüllte ihn mit tiefer Wehmut, daß er mit dem alten Mann so kurze Zeit vor dessen Tode eine höchst unangenehme Szene gehabt und ihn, wie es schien, gekränkt und beleidigt hatte. Dann dachte er aber auch an den furchtbaren Schreck, den Antonie und ihre von Ernst sehr verehrte Mutter durch den plötzlichen Tod des Vaters und Gatten erfahren haben mußten, und das Mitgefühl mit den Frauen war so mächtig in ihm, daß er sich der Thränen kaum erwehren konnte.

Ein quälender Zweifel nagte an ihm, das war der: Sollte er jetzt nach Homberg eilen, um die Frauen zu trösten, oder war es passender und mehr angezeigt, ruhig in der Kreishauptstadt zu bleiben und zu warten, bis vielleicht Antonie oder deren Mutter, welche ihm immer wohlgewollt hatte, ein Lebenszeichen von sich geben würden? —

Ernst hatte einen sehr gutmütigen Charakter und ein braves Herz. Dieses drängte ihn, den Frauen mit Rat und That in ihrem Schmerz zur Seite zu stehen; es drängte ihn besonders, die Geliebte zu trösten, welche auch gewiß über den plötzlichen Tod des Vaters unglücklich war, um so mehr, als er wahrscheinlich noch mit ihr erzürnt gewesen.

Aber hundert verschiedene Gründe lagen vor, welche Ernst Hoffmann bestimmten, vorläufig von einem Besuch in Homberg abzusehen und auch

gänzlich auf eine Teilnahme an dem Begräbnis zu verzichten. Man hätte sein Erscheinen für eine Aufdringlichkeit, für eine Taktlosigkeit halten können, und eine solche hätte er schon um der Frauen willen, die in tiefem Schmerz waren, vermieden.

Es blieb ihm nichts übrig, als mit schmerzlichen Gefühlen an Antonie und ihre Mutter und an ihren Vater zu denken, und gewiß machte es dem guten Herzen des jungen Mannes alle Ehre, daß dasselbe trotz der üblen Behandlung, die er von Georg Fiedler erfahren hatte, solchen Mitgeföhls und solcher Teilnahme fähig war.

Ein Bubenstreich.

In Homberg saß Georg Fiedler mit seiner Frau am Frühstückstisch. Es war in den Vormittagsstunden, und Georg Fiedler, der, wie alle älteren Leute, frühe aufstand, war es gewöhnt, gegen zehn Uhr ein kräftiges zweites Frühstück zu sich zu nehmen.

Mit kluger Berechnung hatte die Gattin, um die üble Laune des Hausherrn zu mildern, eines seiner Leibgerichte zubereitet, und ausnahmsweise trank Fiedler heute ein Glas Wein mehr als sonst.

„Wo ist Antonie?“ fragte der Vater.

„Sie ist in ihrem Zimmer“, entgegnete Frau Fiedler vorsichtig. „Sie wird erst später einen Spaziergang im Garten machen, sie fühlt sich noch etwas angegriffen.“

„Dummes Zeug!“ sagte Fiedler, ärgerlich werdend. „Wahrscheinlich hat sie die ganze Nacht wieder geweint, weil ich den sauberen Burschen von Liebhaber hinaus geworfen habe. Wird sie nicht endlich zur Vernunft kommen?“

„Du weißt“, sagte Frau Fiedler ernst, „Antonie ist gewöhnt, sich Deinem Willen zu fügen. Sie wird auch den Schmerz, den sie jetzt empfindet, zu überwinden wissen, wenn es ihr auch schwer genug fällt.“

„Dummheit!“ sagte der Hausherr. „Sie wird nicht daran sterben. Man stirbt nicht am gebrochenen Herzen!“

Die Gattin lächelte. Da sie nicht antwortete, sah sie der Gatte erstaunt an.

„Was findest Du komisches an meiner Behauptung?“ fragte er endlich.

„Nichts weiter!“ entgegnete Frau Fiedler, indem sie ihren Mann auf die Schulter klopfte. „Ich lächelte bloß, weil Du am allerwenigsten ein Beurteiler darüber bist, was ein Mensch empfindet, wenn er sterben soll. So viel ich weiß, hat gerade mein Männchen eine heidenmäßige Angst vor dem Sterben.“

„Unfinn!“ sagte ärgerlich Fiedler. „Unfinn! — Jeder Mensch hat Angst vor dem Sterben, und meinestwegen — ich habe auch Angst vor dem Sterben. Ich höre nicht einmal gern das Wort „Tob“ aussprechen, aber das hat doch auch seinen Grund. Ich bin ein alter Mann und stehe mit einem Bein in der Grube; jeden Tag kann ich abberufen werden. Das ist doch schließlich nichts Angenehmes. Ich habe mich mein ganzes Leben lang gequält, um mir ein behagliches Dasein zu schaffen, und das möchte ich nun wohl genießen. Gewiß ist mir einigermassen angst davor, daß ich plötzlich alles verlassen soll, was ich geschaffen und erworben habe, und ich wundere mich, daß Du mit mir ein solches Gespräch anfängst, da Du doch weißt, daß das ein Unterhaltungsstoff ist, den ich am allerwenigsten liebe.“

Frau Fiedler schwieg und schien selbst ihre Unvorsichtigkeit zu bereuen. —

Es klingelte draußen und bald darauf brachte das Dienstmädchen eine Depesche herein, welche an Frau Fiedler gerichtet war. Diese öffnete die Depesche, las sie und wurde blaß. Sie blickte fast ängstlich um sich, so daß ihr Mann sie erstaunt ansah und schließlich fragte:

„Was hast Du? — Wer telegraphiert Dir?“

„Ich weiß nicht“, entgegnete die Frau, „was das bedeuten soll. Mein Gott, was soll denn das heißen?“

Der alte Fiedler war auch ein neugieriger Herr. Er riß seiner Frau die Depesche aus der Hand und las:

„Sind auf das Tiefste erschüttert von dem plötzlichen Todesfall. Gott tröste Dich und Antonie! Wir reisen heute abend zum Begräbnis ab und treffen morgen rechtzeitig ein. Martin, Marie, Emil, Amalie.“

Es waren dies die Namen von Verwandten

aus einem Orte, der etwa zehn Stunden von Homburg entfernt war.

Fiedler besah die Depesche von außen und von allen Seiten und schüttelte den Kopf. Es war eine richtige Depesche. Das Mädchen wurde gefragt, wer die Depesche abgegeben habe, und sie erklärte: „Ein Bote vom Telegraphenamte.“

„Jedenfalls eine Verwechslung!“ sagte Fiedler ziemlich energisch. „Reden wir nicht weiter über die Dummheit! Das sieht ja beinahe so aus, als ob ich selber gestorben wäre. Vielleicht auch ein Witz von meinem Bruder oder meiner Schwester! Aber ich liebe derartige Witze nicht!“ —

Damit stieß er den Stuhl unsanft zurück und ging in sein Zimmer, in dem er sich einschloß.

Aber er war kaum eine halbe Stunde in der selbstgewählten Einsamkeit, als es draußen klingelte und wieder eine Depesche eintraf, die an Frau Fiedler gerichtet war. Sie kam ebenfalls von Verwandten und lautete ähnlich wie die erste Depesche.

Dann klingelte es zum drittenmal, und wieder kam eine Depesche — zum viertenmal, und ein Postbote brachte ein Packet, das durch Eilboten

zu bestellen war. Frau Fiedler öffnete das Packet und fand einen Totenkranz mit einer schwarzen Schleife. Sie stieß einen lauten Schrei aus, und Fiedler kam herbei, erschrocken seinen Schmollwinkel verlassend. Auch auf ihn übte der Totenkranz eine höchst unangenehme Wirkung aus. Mit zitternden Händen las er die Depeschen, die eingegangen waren, und aus denen klar hervorging, daß er angeblich tot war.

Er wurde auf einmal so ergriffen, daß er seine Frau umarmte und sie dringend bat, sich nicht zu beunruhigen. Er fühlte sich so merkwürdig erschüttert, daß er seit langen, langen Jahren zum erstenmal zärtlich gegen seine Frau wurde,



Was hast Du? — Wer telegraphiert Dir?

ihr die Thränen aus den Augen wischte und sagte: „Beruhige Dich! Wir sind nicht verrückt, so viel weiß ich. Aber es muß etwas geschehen sein, wodurch die Leute auf die Idee geraten sind, daß ich gestorben sei.“ —

Noch eine Stunde dauerte das Klingeln, und fortwährend kamen Packete mit Kränzen, Silbriefe von Verwandten, Depeschen, und am Nachmittag erschienen die ersten schwarzgekleideten Bewohner aus der Stadt, um ihren Beileidsbesuch bei der verwitweten Frau Fiedler und deren Tochter zu machen. Durch diese erst erfuhren die erschreckten Fiedlerschen Eheleute, daß in der verbreitetsten Zeitung des Landes, die sie selbst aber nicht hielten, am frühen Morgen die Todesnachricht gestanden habe.

Eine unbegreifliche Verwirrung entstand im Fiedlerschen Hause, als diese Besuche gar kein Ende nehmen wollten. Fiedler war in einem Zustande von Aufregung, in dem er sich doch soweit beherrschte, daß er nach seinem Stammlokal gehen konnte, um durch sein Erscheinen die Nachricht von seinem plötzlichen Tode persönlich zu entkräften.

Mit stummem Erstaunen und mit Schrecken wurde er dort empfangen; dann aber brach ein lauter Jubel los, welcher doch einigen Balsam für Georg Fiedler bot, weil er ihm bewies, wie beliebt er bei seinen Freunden war. Dann wurde aber den ganzen Abend darüber gesprochen, wie wohl jenes Inserat in die Zeitung gekommen sein könne, und allgemein nahm man an, daß es sich um einen Nachstreich handle. Fiedler wurde aufgefordert, Polizei und Rechtsanwälte aufzubieten, um zu erfahren, wer jenes Inserat aufgegeben habe.

Er ging endlich abends nach Hause und verbrachte eine schlaflose Nacht. Er ahnte, daß der nächste Tag ihm neue Aufregungen bringen würde, und in der That, vom frühesten Morgen an trafen diejenigen Verwandten per Eisenbahn und per Wagen ein, welche das Inserat gelesen hatten und dem Begräbnis beiwohnen wollten, und die man in dem Aerger über die großartige Nichtswürdigkeit nicht auf telegraphischem Wege verständigt hatte, daß Georg Fiedler noch lebte.

Die Menge der schwarzgekleideten Gestalten, die alle mit thränenden Gesichtern erschienen, die ewigen Szenen von Verwunderung der Leute, die nun erfuhren, daß der Totgeglaubte lebe, nahmen Fiedler so mit, daß er am Nachmittag sich wirklich unwohl fühlte und nach dem Arzte schicken mußte.

Er versuchte zwar bei Tische noch, den Lustigen

zu machen, er schonte seinen Weinkeller nicht und bat alle Verwandte, die zum Begräbnis gekommen waren, lustig darauf los zu trinken, weil er in der glücklichen Lage sei, seine Leichenfeier zum voraus zu begehen. Nach Tische aber hatte er einige Schwindelanfälle und der herbeigerufene Arzt erklärte, die Aufregung sei für den alten Herrn, der eine heidenmäßige Angst vor dem Sterben habe, eine zu gewaltige gewesen, und er bedürfe dringend der Ruhe und Schonung, wenn man nicht ein wirkliches Erkranken, vor allem ein kleines Nervenfieber, fürchten solle.

Die lustigen Leidtragenden wurden aus dem Hause complimentiert und Fiedler blieb allein in seinem Schlafzimmer, nur gepflegt von seiner Frau. Er ließ sich willig niederschlagende Mittel reichen, ließ sich Umschläge auf Kopf und Brust gefallen, war aber auffallend schweigsam, und als der Abend herankam, als es im Zimmer dunkelte, erschrak Frau Fiedler nicht wenig, als sie ihren Mann wie ein Kind weinen und schluchzen hörte. Sie kannte ihn seit Jahrzehnten als einen harten Mann, mit gutem Herzen, aber mit einer rauhen Außenseite. Sie kannte ihn als einen Sonderling, der gewissermaßen etwas darin suchte, sein verhältnismäßig gutes Herz zu verbergen und sich möglichst rauh und rücksichtslos zu geben. Sie hatte ihn bei den schlimmsten Gelegenheiten niemals weinen sehen, und jetzt war er fassungslos wie ein Kind.

Als sie sich zu ihm beugte, legte er seinen Arm um ihren Hals und weinte sich an ihrer Brust aus, wie ein Kind, dann schlief er ein, erschöpft vom Weinen und von der Aufregung.

Sein Zustand kam aber der Frau so eigenartig und ungewöhnlich vor, daß sie nach dem Arzt schickte, welcher alsbald kam, indes erklärte, mit diesen Thränen habe sich der alte Herr vielleicht Luft gemacht von einem gewissen Druck, der auf seiner Seele lastete. Vielleicht sei schon in wenigen Tagen alles besser; vor allem aber bedürfe der Kranke der Schonung und Ruhe.

Der Arzt erzählte Frau Fiedler noch, daß in der Stadt eine außerordentliche Aufregung wegen der gefälschten Todesanzeige bestände, und daß die Bürgerschaft es sich gewissermaßen zur Ehre rechne, den elenden Buben zu entdecken, der die Familie Fiedler in solche Ungelegenheiten gestürzt und die gesamte Doffentlichkeit durch seine Schandthat gewissermaßen ins Gesicht geschlagen hätte.

Verfolgte Unschuld.

Der Arzt hatte Frau Fiedler nicht zu viel gesagt, wenn er erklärte, daß die Aufregung über

den Bubenstreich, der durch die falsche Todes-Anzeige gespielt worden war, in Homberg eine außerordentlich große sei. Jeder Einwohner fühlte sich gewissermaßen verletzt, jeder anständige Mensch mußte sich sagen, daß etwas gegen solche Nichtswürdigkeit geschehen müsse, wollte man nicht befürchten, daß sich Wiederholungen dieser Art in Häufe zeigten.

In allen Familien, in allen Gesellschaften, in allen Lokalen wurde die Angelegenheit besprochen, die Lokalblätter, ja die entfernteren und großen Blätter des Landes nahmen die Sache auf und interessierten sich auf das Lebhafteste für dieselbe, und selbst als man erfuhr, daß Fiedler von der nervösen Aufregung, die ihn befallen hatte, einigermaßen genesen sei, legte sich die allgemeine Entrüstung nicht. Im Gegenteil, man suchte jetzt noch eifriger nach dem Thäter, und alles lechzte nach Rache für das verletzte Gefühl der allgemeinen Moralität.

Die Zeitung in der Kreishauptstadt, welche das unglückselige Inserat gebracht hatte, brachte eine langatmige Erklärung, in welcher sie mitteilte, daß an jenem Tage in ihrer Expedition ein Mann erschienen sei, der das Inserat aufgegeben und sogleich bezahlt habe. Da ein ähnlicher Fall noch nie vorgekommen sei, so habe der Bedienstete an einen Betrug nicht glauben können und ohne weiteres die Todesanzeige aufbringen, ohne eine Legitimation des Ueberbringers zu verlangen. Die Zeitung teilte mit, daß von jetzt ab Vorsichtsmaßregeln getroffen seien, um derartige Bubenstreiche zu verhüten, und glaubte genug gethan zu haben, wenn sie noch erklärte, der Kassierer der Expedition, welcher das Inserat annahm, habe an jenem Tage allerdings sehr viel zu thun gehabt, erinnere sich aber doch ungefähr, daß der Aufgeber des Inserats ein verhältnismäßig noch junger Mensch gewesen sei.

Die meisten Zeitungen nahmen diese Erklärung auf, knüpften Erörterungen und Meinungsäußerungen an dieselbe. In Homberg aber entwickelte sich aus unsichtbaren Anfängen ein bestimmtes Etwas, ein Verdacht, der täglich mehr und mehr an Boden gewann, der schließlich allen Widerspruch verlor, gegen den niemand mehr aufzutreten wagte, und der zuletzt zur allgemeinen Ueberzeugung wurde, der Verdacht nämlich, daß niemand anders als Ernst Hoffmann der Verfasser jener Anzeige gewesen sei.

Es ist ja stets unmöglich, den Ursprung solcher Gerüchte zu verfolgen. Es genüge, die Thatsache festzustellen, daß das Gerücht mit einem Male da war, wuchs und zur festen Ueberzeugung wurde.

Man hatte sich ja von Anfang an darüber geeinigt, daß die That nur ein Racheakt sein konnte. Mit niemandem aber lebte der alte Fiedler in Feindschaft, mit niemandem hatte er in der letzten Zeit Streit oder irgend eine unangenehme Szene gehabt, als mit Ernst Hoffmann, und so lenkte sich allgemein der Verdacht auf ihn, und die Ausgabe der Zeitung, daß ein verhältnismäßig noch junger Mann nach der Erinnerung des Kassierers das Inserat aufgegeben habe, verstärkte noch diesen Verdacht.

Die ganze Angelegenheit mit der gefälschten Todesanzeige wollte in den Zeitungen nicht zur Ruhe kommen. Erst brachte ein Homberger Lokalblatt, dann aber auch viele andere Blätter des Landes die Nachricht, daß die berühmte Affäre mit der Todesanzeige auf einen Racheakt zurückzuführen sei, und wie man allgemein vermute, habe ein junger Mann, der sich um die Hand der Tochter Fiedlers beworben habe, aber abgewiesen worden sei, diesen Racheakt begangen, zumal er kurze Zeit vor jenem nichtswürdigen Streiche Homberg verlassen und in der Kreishauptstadt Aufenthalt genommen hätte.

Ernst Hoffmann, welcher der Verdächtige war, ahnte von der ganzen Angelegenheit nichts. Er, dessen Gewissen durchaus rein war, konnte nicht darauf verfallen, daß man ihn einer derartigen Schurkerei für fähig hielt. Er sollte nur zu bald daran gemahnt werden, was es heißt, verdächtig zu werden in der öffentlichen Meinung und von allen mit Mißtrauen betrachtet zu werden; er sollte es erfahren, was es heißt, wehrlos gegenüber zu stehen der furchtbaren Gewalt eines allgemein geglaubten Verdachtes, eines Gerüchtes, das aus unsichtbaren, unbekanntem Anfängen zu einer riesenhaften Größe angewachsen ist und tausend Anhänger zählt.

Auch er hatte zu seiner großen und aufrichtigen Freude erfahren, daß Georg Fiedler noch lebe. Dieses Gefühl der Freude war zuerst mächtiger in ihm, als der Gedanke, welcher ein nichtswürdiger Streich gegen den alten Herrn, dessen Todesfurcht ja auch Ernst Hoffmann kannte, durch die falsche Todesanzeige verübt sei. Er hatte sich dann selbst den Kopf zerbrochen, wer wohl der Veranlasser des niederträchtigen Streiches sein könnte, und trotzdem er ja auch mit den Verhältnissen Hombergs genügend vertraut war, wollte es ihm doch nicht gelingen, irgend eine Spur des nichtswürdigen Thäters aufzufinden.

Er hatte daran gedacht, ob es nicht zweckmäßig sei, ein Glückwunschs schreiben an Antonie oder deren Mutter zu richten, aber er sagte sich, daß

auch dies als Taktlosigkeit betrachtet werden könnte, und unterließ jede Aeußerung.

Seinen Gedanken wurde auch bald eine andere Richtung gegeben, wenn er auch innerlich Tag und Nacht sich mit Antonie beschäftigte und bald durch ihre Liebe sich beglückt fühlte, bald wie alle unglücklich Liebenden, auf das schmerzlichste die Trennung von ihr und den Widerstand ihres Vaters empfand. Er hatte nämlich die Stellung angetreten, die er sich verschafft hatte und die er nicht zum mindesten seinen guten Zeugnissen verdankte.

Sein Prinzipal, ein geachteter Kaufmann, schien mit ihm durchaus zufrieden, und nachdem Hoffmann acht Tage in dem neuen Geschäft gewesen war, fing er an, sich ganz behaglich, wenigstens in seiner Lebensstellung, zu fühlen. Da begegnete ihm etwas, was ihn außerordentlich überraschte und ihm unerklärlich schien.

Eines Tages ging er vom Mittagstisch nach dem Kontor zurück, als er auf dem Wege einen Homberger Kaufmann traf, den er dort kennen gelernt hatte. Er ging auf ihn zu, begrüßte ihn und bot ihm die Hand, war aber nicht wenig erstaunt, als der Homberger Bekannte ihm ohne weiteres den Rücken drehte und ihn stehen ließ. In dem Kontor aber harrte Hoffmanns noch eine neue

Ueberraschung, und zwar durch seinen Prinzipal. Dieser rief Hoffmann in sein Privatkontor und fragte ihn ohne weiteres:

„Sagen Sie einmal, Sie waren früher in Homberg, wie aus Ihren Papieren hervor geht; haben Sie dort jemals um die Hand der Tochter eines gewissen Herrn Fiedler angehalten?“

Hoffmann war erstaunt, aber er glaubte keinen Grund zum Schweigen zu haben. Er erklärte:

„Ja wohl!“

„Und Sie wurden“, fragte der Prinzipal, „mit Ihrer Werbung abgewiesen?“

„Auch das muß ich zugestehen“, erklärte Hoffmann.

Der Prinzipal zuckte darauf die Achseln und reichte Hoffmann ein Zeitungsblatt.

„Lesen Sie!“ sagte er. „Das Hauptblatt unserer Stadt bringt diese Notiz, die allerdings Homberger Lokalblättern entnommen ist. Sie werden dadurch in einer schweren Weise beschuldigt, wie können Sie sich rechtfertigen?“

Hoffmann hatte die Zeitung noch nicht gelesen, er ahnte nichts von dem Artikel, durch welchen er, zwar ohne Namensnennung, aber doch mit ziemlich deutlicher Angabe seiner Verhältnisse, als der Mann bezeichnet wurde, welchen die öffentliche Meinung für den Veranlasser der falschen Todesnachricht hielt.

Das Lesen des Artikels machte ihn so bestürzt, so fassungslos, daß er am ganzen Leibe zitterte und keine Worte finden konnte. Nicht nur verlegte ihn der schwere Verdacht, der auf ihm ruhte, nicht nur faßte es ihn wie Angst und Schreck, daß nach Versicherung der Blätter die öffentliche Meinung ihn einstimmig verurteilte, er empfand gleichzeitig den furchtbaren Seelenschmerz, den jeder ehrliche Mensch empfindet, den man öffentlich brandmarkt, ohne daß er das geringste verschuldet hat, dem man die Ehre abschneidet, und der sich wehrlos plötzlich angegriffen und entehrt sieht.



Er zitterte am ganzen Leibe.

Sein Benehmen war ein so auffallendes, daß es seinem Prinzipal ganz wie das eines Schuldbewußten erscheinen mußte.

„Was haben Sie auf diese Anklage zu erwidern?“ fragte der Prinzipal.

„Ich — ich —“ stotterte Hoffmann, „— ich weiß von nichts, — ich — es ist unmöglich, daß man mich gemeint haben kann. — Ich schwöre es bei allen Heiligen!“

„Lassen Sie nur“, sagte der Prinzipal, dem das Benehmen Hoffmanns immer verdächtiger vorzukommen schien. „Sie sind jedenfalls gemeint, und es thut mir leid, aber wir können nicht länger mehr zusammen bleiben. Sie sind einer Sache beschuldigt, die einen Vertrauensbruch, die eine

Nichtswürdigkeit bedeutet, die bei einem Kaufmann als doppelt schwer wiegend betrachtet werden muß. Ich kann nicht auf mein Geschäft und mich die öffentliche Aufmerksamkeit lenken dadurch, daß ich Sie behalte. Es könnte mir vielleicht in den Augen meiner Kunden und der Geschäftswelt schaden, wenn Sie noch länger bei mir blieben. Ich will Sie nicht vor den Kopf stoßen und Sie schädigen, nehmen Sie hier das Gehalt für das Vierteljahr, und bitte, verlassen Sie mein Geschäft augenblicklich."

Das war zu viel für Hoffmann. Er wankte und wäre zu Boden gestürzt, wenn nicht sein Prinzipal ihn aufgefangen hätte. Dieser schob ihm einen Stuhl hin, reichte ihm selbst ein Glas Wasser und sagte ihm:

"Fassen Sie sich!"

Der Prinzipal aber schien doch etwas für Hoffmann zu empfinden, als dieser in krampfhaftes Schluchzen ausbrach und fortwährend schrie:

"Man hätte mich töten sollen, aber nicht in dieser Weise entehren und verdächtigen!"

Dieses Mitgefühl veranlaßte wohl auch den Prinzipal, Hoffmann zu sagen:

"Sie thun mir leid, aber ich kann Ihnen vorläufig nicht helfen. Sie müssen versuchen, sich von dem Verdacht, der auf Ihnen ruht, zu reinigen. Ich will Ihnen sogar die Mittel dazu sagen: Fühlen Sie sich unschuldig, so schicken Sie den Zeitungen, und am besten der größten hier in unserer Stadt, eine Berichtigung ein, und wenn diese nicht aufgenommen wird, strengen Sie einen Prozeß an; dieser muß ja Ihre Unschuld an den Tag bringen. Sie thun mir leid, aber ich kann meine Kündigung nicht zurücknehmen. Nehmen Sie nur hier ihren Vierteljahrsgehalt mit sich; wenn die Sache zu Ihren Gunsten ausschlägt, bin ich gern bereit, Sie wieder aufzunehmen. Aber wenn Sie es sich selbst überlegen, werden Sie sagen, daß ich als Geschäftsmann nicht anders handeln kann. Schicken Sie heute noch die Berichtigung ein und leiten Sie, wenn diese nicht aufgenommen wird, morgen sofort die Klage ein. Ich will Ihnen sogar noch meinen eigenen Rechtsanwalt empfehlen, dessen Namen ich Ihnen hier aufschreibe. Fassen Sie sich und folgen Sie meinem Räte!" —

Wer ist der Schurke?

Es ist drei Wochen später. — In seiner Wohnung sitzt Ernst Hoffmann trübselig am Tische, und gepackt stehen die Koffer im Zimmer. Die geöffneten Schubladen der Möbelstücke deuten

darauf hin, daß Ernst Hoffmann anscheinend im Begriff steht, abzureisen.

Ja, der junge Mann, der dort am Tische sitzt, dessen Gesicht bleich und abgehärmt aussieht, der in seinem ganzen Aeußeren die Erscheinung eines Mannes zeigt, den ein schwerer Schicksalsschlag getroffen hat, steht im Begriff, abzureisen und den schwersten Abschied zu nehmen, den es giebt, den vom Vaterlande, den von der Heimat.

Er muß fort, weichend der Gewalt der öffentlichen Meinung, er muß fort als das Opfer eines schmähligen Verdachtes, von dem er sich nicht vollständig reinigen konnte; er muß das Vaterland meiden, die Heimat verlassen als ein Geächteter, öffentlich Gebrandmarkter, um sich an anderer Stätte ein neues Vaterland zu suchen und sich dort vielleicht noch einmal einen geachteten und ehrlichen Namen zu erwerben.

Drei Wochen liegen hinter ihm voll Gram und Kummer. Dem Räte seines Prinzipals folgend, schickte er eine Berichtigung an die Zeitung, welche indes von dieser abgelehnt wurde, da sie keinen Namen genannt habe und sich durchaus nicht veranlaßt fühle, auf bloße Einwendungen eines Menschen, der sich getroffen fühle, die öffentliche Meinung ins Gesicht zu schlagen.

Der von seinem Prinzipal Hoffmann empfohlene Rechtsanwalt leitete mit großer Beschleunigung die Beleidigungsklage gegen die Zeitung ein, und der Prozeß, der bevorstand, wurde zu einem Auffersehen erregenden Ereignis. Vor acht Tagen hatte er sich abgespielt, und er hatte entschieden über das Geschick Hoffmanns.

Die Verhandlung hatte unter ungeheuerlichem Andrang von Menschen stattgefunden; besonders aus Homberg war eine Menge von Menschen herzugeeilt, darunter auch viele Zeugen, die der Anwalt Hoffmanns vorgeschlagen hatte. Hoffmann trat als Kläger gegen die Zeitung auf, aber in den Augen des ganzen Publikums war er der Angeklagte. Er hörte, wie man Schimpfworte gegen ihn ausstieß, als er durch das Gerichtsgebäude ging, um den Sitzungsraum zu betreten; er fühlte, wie alle die Menschen, die ihn vom Sitzungsraum betrachteten, ihm feindlich waren, an seine Schuld glaubten.

Die Gerichtsverhandlung nahm einen eigentümlichen Verlauf. Die Zeitungsredaktion behauptete, zur Aufnahme der Berichtigung nicht verpflichtet zu sein, und niemand könne ihr nachweisen, daß sie gerade Hoffmann gemeint habe. Wenn indes dieser sich doch getroffen fühle, so würde man ihm nötigenfalls Zeugen gegenüberstellen, welche ihn schwer belasten könnten. Der

Gerichtshof beschloß die Vernehmung dieser Zeugen, und es erschien der Kassierer der Expedition, welcher aussagte, Hoffmann komme ihm bekannt vor, und entschieden habe dieser schon einmal ein Inserat in der Expedition aufgegeben; ob es das Inserat gewesen sei, welches die gefälschte Todesanzeige enthielt, könne er nicht sagen, jedenfalls aber wäre Hoffmann schon in der Expedition als Inserent aufgetreten; er, der Kassierer, habe sich Hoffmann zeigen lassen, als dieser den Prozeß gegen die Zeitung einleitete, und habe ihn genau wieder erkannt.

Hoffmann bestritt auf das Entschiedenste, jemals in der Expedition gewesen zu sein, der Kassierer blieb bei seiner Behauptung, und schließlich mußte Hoffmann zugestehen, daß er allerdings einmal in der Expedition etwas zu thun gehabt habe.

Am ersten Tage, nachdem er aus Homberg in der Kreishauptstadt eingetroffen sei, habe er ein kleines Inserat, betreffend eine möblierte Wohnung, die er suchte, aufgegeben, und dieses hatte er allerdings persönlich in der Expedition abgegeben und, wie er zugestehen mußte, auch an den Kassierer bezahlt. Der Kassierer erklärte darauf, daß diese Behauptung Hoffmanns möglich sei, er könne aber auf der anderen Seite weder bejahen, noch verneinen, ob nicht Hoffmann auch die Todesanzeige aufgegeben habe.

Der Vorsitzende fragte darauf, ob denn das Manuskript des Inserates nicht mehr vorhanden sei, dessen Handschrift vielleicht Aufklärung geben könne. Der Kassierer entgegnete darauf, das Inserat sei bezahlt gewesen und wäre in Folge dessen nach dem Satz in der Druckerei geblieben, ohne als Beleg in die Expedition zurück zu kehren. In der Druckerei sei das Manuskript in die Makulatur geraten und verschwunden. Alle Nachforschungen nach demselben seien vergeblich gewesen.

Auf Hoffmann fiel bei dem Publikum und selbst bei den Richtern ein höchst ungünstiges Licht dadurch, daß er zuerst jeden geschäftlichen Besuch bei der Expedition gelehnet hatte, den er dann zugeben mußte. Wohl wurden einige Zeugen vor-

geführt, die aus Homberg stammten und bekundeten, daß Hoffmann sich sonst eines guten Leumundes erfreut habe, und daß man von ihm nichts Nachtheiliges wisse; alles dies half aber nicht viel, und der Schluß der ganzen Verhandlung war, daß die Zeitung zu dem mildesten Strafmaß von fünf Mark wegen Nichtaufnahme einer Berichtigung verurteilt wurde; dieses Urteil aber bedeutete gleichzeitig nahezu die Schuld Hoffmanns, der in der öffentlichen Meinung jetzt erst recht gebrandmarkt wurde. Der Prozeß hatte ihn in keiner Weise gereinigt, im Gegentheil noch mehr belastet, und in diesem Sinne sprachen sich auch sämtliche Zeitungen aus, die Berichte über die Gerichtsverhandlung brachten.

Der Anwalt verzichtete auf jedes Honorar für das wenig günstige Resultat seiner Thätigkeit, gab

aber Hoffmann selbst den Rat, ins Ausland zu gehen, um allem Gerede die Spitze abzubreaken und um sich dort eine neue Stellung zu suchen; im Inlande und insbesondere in der Heimat würde es ihm doch unmöglich werden, sich in den Augen der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen.

Wohl sträubte sich alles Gefühl in Hoffmann dagegen, wie ein Ehrloser davon zu gehen, durch sein Fortgehen gewissermaßen erst recht den Verdacht zu bestätigen, der auf ihm lastete; aber, so viel er auch nachdachte, es blieb ihm nichts anderes übrig,

und er beschloß, mit den Resten seiner Ersparnisse von Homberg her und mit dem Vierteljahrsgehalt, den ihm sein Prinzipal gegeben hatte, nach London zu gehen, um dort sein Glück zu versuchen.

Seine Koffer waren gepackt und seiner Abreise stand nichts mehr im Wege. Noch dauerte es allerdings Stunden, bis ihn der Zug nach dem Einschiffungshafen bringen sollte, aber er verbrachte diese Stunden einsam und in Selbstquälerei in seinem Zimmer. Er hatte in den letzten acht Tagen seine Wohnung nicht mehr verlassen, weil er sich schämte, den Leuten auf der Straße entgegen zu treten. Durch die Gerichtsverhandlung war er ja eine stadtbekannte Persönlichkeit, auch seinem Aeußeren nach, geworden.



Trübselig sitzt Hoffmann am Tische.

Seine Gedanken galten jetzt noch Antonie. Er hatte es nicht gewagt, an sie zu schreiben, weil er doch wußte, daß der Brief nicht in ihre Hände gelangen würde. Sie war für ihn verloren, und er mußte jeder Hoffnung entsagen, sie je zu besitzen.

Aber eins hätte er gern gewußt, und vielleicht hätte ihm das Mut zu seinem Abschied, zu seiner Fahrt in das fremde Land gemacht, nämlich: ob Antonie an seine Schuld glaube oder ob sie ihn einer solchen böbischen Handlung für unfähig halte? Hätte er eine Sicherheit dafür gehabt, daß sie ihn immer noch für einen ehrlichen Menschen halte, daß sie trotz aller Verdächtigungen der Deffentlichkeit doch an sein besseres Selbst glaube, er wäre mutvoll der Zukunft entgegengegangen und hätte vielleicht mit einiger Widerstandskraft den Kampf ums Dasein wieder aufgenommen.

Vergeltung.

Im Fiedlerschen Hause in Homberg ging es außerordentlich still und ruhig zu. Viel Jammer und Herzeleid aber gab es doch dort.

Der alte Herr Fiedler war gegen früher stark verändert. Er war auffallend still und ruhig geworden, und seine Frau betrachtete ihn oftmals mit einer gewissen Angst. Sein rauhes, polternes Wesen hatte er vollständig abgelegt, er war rücksichtsvoll und schonend gegen seine Frau und Tochter, er sprach weniger als sonst, er war sehr viel in sich gefehrt und ging auch nicht mehr so viel aus, wie früher, und war zugänglicher als je zuvor.

Mit dem alten Herrn war allerdings eine große innere Veränderung vor sich gegangen. Er hatte gewissermaßen Einkehr bei sich selbst gehalten, und fast wollte es ihm selbst scheinen, als habe er erst jetzt sein Gemüt und sein Gefühl für seine Frau und Tochter und für seine Umgebung entdeckt.

Jeden Menschen, selbst denjenigen, der furchtlos dem für uns alle unvermeidlichen Tod ins Auge sieht, beschleicht ein eigentümliches Gefühl, wenn er an sein eigenes Begräbnis denkt. Um wie viel mehr mußte den alten Herrn, der eine so fürchterliche Angst vor dem Sterben hatte, der Tag aufregen, an dem seine Verwandten ankamen, um ihn zu beerdigen, und er gewissermaßen alle Vorbereitungen zu seiner Beerdigung getroffen sah, wie sie in Wirklichkeit stattfinden würde.

Wie wir wissen, hatte ihn die nervöse Aufregung aufs Krankenlager geworfen, von dem er sich indessen bald erholt hatte. Merkwürdigerweise sprach er zu Hause nie von dem Verdacht,

der sich gegen Ernst Hoffmann erhoben hatte, eine Rücksicht, die er früher nie gefannt hatte, und die er doch jetzt auf die Tochter nahm.

Antonie Fiedler ging mit gesenktem Kopf herum und ihre Mutter sah sie mit Betrübnis immer mehr innerlich zusammenbrechen; befand sich doch das arme Mädchen in einer verzweifeltsten Lage. Rings um sie herum der schwere Verdacht, der allgemein gegen den Geliebten ausgesprochen wurde, in allen Blättern der Ausdruck der öffentlichen Meinung, der ihn zum Thäter einer recht bubenhaften Handlung stempelte, und in ihrem Innern der Wunsch, der lebhafteste Wunsch, daß alles nicht wahr sei, zeitweise der Glaube an seine Unschuld und dann wieder Zweifel, die ihr das Herz zerrissen, und die sie doch nicht los werden konnte. Kein Wort kam über ihre Lippen, aber sie sah doch, daß sie das Mitgefühl ihrer Mutter in ihrem Leide hatte, sie empfand die doppelte Zärtlichkeit der alten Frau, wenn sie die leidende Tochter an sich zog; die Thränen, die dabei auf Antoniens Scheitel fielen, sagten ihr zu deutlich, wie die Mutter ahnte, was in ihr vorging.

Die Gerichtsverhandlung in der nahen Kreisstadt hatte große Aufregung in Fiedlers Haus gebracht. Trozdem sprach kein Mensch über Hoffmann und die Gerichtsverhandlung. Mit zitternder Erwartung griffen am Tage nach der Verhandlung Fiedler und seine Gattin nach der Zeitung, um zu sehen, welches Resultat der Prozeß genommen habe, und Frau Fiedler vergoß aufrichtige Thränen über den unglünstigen Erfolg, den der Prozeß für Ernst Hoffmann gehabt hatte. War sie doch in ihrem Herzen dem jungen Manne noch immer zugethan und konnte sie sich doch nicht denken, daß er wirklich das verübt habe, dessen man ihn verdächtigte.

Der Verfasser fühlt sich veranlaßt, hier ein Zitat aus der Rede des Staatsanwalts der späteren Gerichtsverhandlung anzuführen, welches beweist, daß selbst den ernstesten Juristen die Gewalt eines gewissen Momentes gepackt hatte, nämlich der eigentümlichen Entdeckung des Thäters. Dieses Zitat lautet:

„Es ist eine eigentümliche und doch vom Schicksal wohl vorbereitete Erscheinung, daß Verbrecher und nichtswürdige Subjekte von einer unsichtbaren Kraft dazu getrieben werden, Sachen zu begehen, durch die sie sich selbst verraten und dem Richter überliefern.“

Acht Tage waren nach der Verhandlung in der Kreisstadt vergangen, als Georg Fiedler

einen Brief erhielt, der mit verstellter Hand geschrieben war und lautete:

„Diesmal bist Du, Schurke, um den Tod herum gekommen, das nächste mal will ich Dir etwas einbrocken, daß Du daran denken sollst, alter Geizhals! Dein Todesengel.“ —

Der Brief rührte offenbar von dem Aufgeber der falschen Todesanzeige her, das sagte sich Fiedler sofort, und er begab sich augenblicklich zu einem vertrauten Rechtsanwalt, um diesem den Brief zu zeigen.

Der Rechtsanwalt eilte nach dem Geschäft, in welchem Hoffmann früher angestellt war, und erbat sich einige Schriftproben von demselben. Es wurden ihm solche zur Verfügung gestellt und der Rechtsanwalt begab sich ohne weiteres zu einem Gerichtsaktuar, der in Homberg beim Gericht angestellt war und in der ganzen Gegend einen bedeutenden Ruf als Schreibfachverständiger hatte. Er traf ihn zum Glück zu Hause, da der Beamte noch nicht nach dem Gericht gegangen war, und legte ihm die Schriftproben Hoffmanns und den soeben eingetroffenen Brief vor.

Der Schreibfachverständige nahm die Lupe zur Hand und prüfte sorgfältig Buchstaben um Buchstaben; er stellte einen kleinen Spiegel vor sich hin und betrachtete die Handschriften verkehrt im Spiegel; er verdeckte mit Papierstreifen einzelne Zeilen der beiden Handschriften und sagte endlich:

„Die Schriftprobe in mehreren Exemplaren (er meinte die Handschrift Hoffmanns) ist mit natürlicher Handschrift geschrieben, der vorliegende Brief mit verstellter. Trotzdem ist es dem Schreiber nicht gelungen, seine Handschrift vollständig zu verändern; gewisse charakteristische Züge sind vielmehr übrig geblieben, die mich, wie ich glaube, zu einer ganz bestimmten Erklärung und richtigen Annahme veranlassen. Zwischen den beiden Handschriften in dem Briefe und den Schriftproben besteht für mich nicht die geringste Ähnlichkeit, im Gegenteil, ich finde einen auffallenden Unterschied. Die Handschrift in den Schriftproben ist die eines Kaufmanns, die ver-

stellte Handschrift des Briefes deutet aber auf einen Bürobeamten hin, der eine sogenannte Kanzleihandschrift schreibt. Selbst für den Laien sind die kaufmännische und die Kanzleihandschrift ganz verschieden, für den Schreibfachverständigen ergeben sich der Unterschiede noch viel mehr. Ich möchte meinen Kopf verwetten, daß nur eine sogenannte Kanzleihand den Brief mit verstellter Handschrift geschrieben hat.“

Der Rechtsanwalt ließ sich das Gutachten rasch schriftlich geben und eilte nach dem Hause Fiedlers zurück, wo er mit leicht begreiflicher Aufregung erwartet wurde. Er teilte das Resultat mit, Fiedler schüttelte mit dem Kopf und nahm noch einmal den Brief mit der verstellten Handschrift. Plötzlich schrie er auf, schlug mit der Hand auf den Tisch und sagte:

„Ich habe ihn! — Ich weiß, wer es ist, — ich weiß, wer es ist. — Kein Zweifel! — Wie konnte ich so blind sein!“ —

In außerordentlicher Aufregung eilte Fiedler nach seinem Schreibtisch, riß rasch hintereinander einige Schubläden auf, zog hastig einige Papiere hervor und verglich sie.

„Kein Zweifel!“ sagte er endlich. „Wo hatte ich denn meine Augen? — Ist es denn möglich, daß ich nicht sofort darauf kam, als ich den Brief erhielt? — Hier, Herr Rechtsanwalt, sehen Sie



Er prüfte Buchstaben um Buchstaben.

sich die beiden Handschriften an.“

Der Rechtsanwalt sah einen Brief vor sich mit einer sogenannten Kanzleihandschrift, und als er jetzt diese Handschrift mit der verstellten des Briefes verglich, kam es ihm wirklich vor, als bestände eine Ähnlichkeit in den Zügen der beiden Briefe.

„Ich weiß, wer es ist“, sagte Fiedler, jetzt ruhiger geworden. Zwei Dinge haben mich zur Entdeckung geführt: erstens das Urteil des Schreibfachverständigen, daß es sich um eine Kanzleihandschrift handle, — dann aber ein einziges Wort in dem heute empfangenen Briefe, nämlich das Wort „Du Geizhals“. Der Thäter ist unser Stadtkassier Seltener. Ich will Ihnen auch erzählen, wie der Mann dazu gekommen ist. Seltener, der unsere Stadtkasse verwaltet, befindet

sich schon lange in Geldverlegenheit, ich glaube sogar, er hat Defekte in der Kasse. Ich kenne ihn seit langer Zeit, schon als Knaben, denn ich war mit seinem Vater, der auch in unserer Stadt lebt, befreundet. Seltener hat wiederholt Darlehen von mir entnommen und sie mir auch wieder zurückbezahlt. Die Summen, die er forderte, wurden aber immer größer, und ich merkte, daß ihm das Zurückzahlen schwieriger wurde. Außerdem wurde ich zu dem Glauben veranlaßt, daß Seltener mit den von mir entliehenen Geldern nur Kassendefekte verdecken wollte, und als er vor jetzt ungefähr vier Wochen wieder zu mir kam und mich um ein Darlehen bat, schlug ich ihm dasselbe rundweg ab; er bat und flehte, ich blieb aber hart, und Sie sehen, wie er sich gerächt hat."

"Kommen Sie mit!" sagte der Rechtsanwalt.

"Kommen Sie augenblicklich zum Herrn Bürgermeister. Hier muß etwas geschehen." Eine halbe Stunde später war der Bürgermeister der Stadt von allem unterrichtet. Er begab sich zusammen mit dem

Rechtsanwalt nach dem Büro Selteners, während Fiedler zurückblieb. Eine Viertelstunde später kehrten der Bürgermeister und der Rechtsanwalt zurück, und ersterer sagte:

"Seltener hat alles gestanden. Wir haben ihn überrumpelt und ihm sein Bubenstück auf den Kopf zugesagt. Er hat noch mehr gestanden, nämlich, Geld aus der Kasse genommen zu haben. Ich habe ihn sofort verhaftet, und der Mann wird seiner doppelten Bestrafung nicht entgehen. Der dumme Teufel hat sich selbst ans Messer geliefert. Dank dem Scharfblick des Schreib-Sachverständigen und Ihrer Mithilfe ist der wahre Thäter entdeckt. Ich freue mich darüber aufrichtig, und die gesamte Dessenlich-

keit wird sich erleichtert fühlen, wenn man den wirklichen Thäter hat. Ein schweres Unrecht aber", sagte der Bürgermeister ernst, "ist wieder gutzumachen an dem armen Teufel, den der öffentliche Verdacht so schwer getroffen hat, an Ernst Hoffmann, unserem früheren Mitbürger, dem wir alle eine glänzende Genugthuung schuldig sind."

"Für diese Genugthuung lassen Sie mich sorgen," erklärte Fiedler so ergriffen und doch so feierlich, daß der Bürgermeister und der Rechtsanwalt ihn erstaunt anblickten.

Dann verließ Fiedler den Bürgermeister und fragte den Rechtsanwalt, ob er mit ihm augen-

blicklich nach der Kreishauptstadt fahren wolle. Als dieser bejahte, schickte Fiedler einen Boten nach Hause mit der Mitteilung, daß er verreise, erst mit dem Nachtzuge zurückkehre und vielleicht einen Gast mitbringe. —

Leser und Leserin werden sich den Schluß selbst ausmalen können. Fiedler und sein Rechtsanwalt kamen drei Stunden vor der Abfahrt Hoffmanns nach England in dessen Wohnung an, und Ernst

Hoffmann dachte allen Ernstes zu träumen, als Fiedler ihn ohne weiteres umarmte, ihn küßte und seinen Sohn nannte, dann wieder ihn um Verzeihung bat und unverständliches, thörichtes Zeug durcheinander schwatzte.

Um Mitternacht aber gab es in Homberg im Hause Fiedlers eine großartige Szene. Vor der überraschten Frau Fiedler und vor Antonie stand Ernst Hoffmann, den soeben der Vater als Bräutigam Antoniens verkündet hatte.

Zwei Tage lang stand ganz Homberg auf dem Kopf, wie man zu sagen pflegt; erstens über die Nachricht, daß Seltener der Thäter gewesen sei und außerdem sich eines Kasseneingriffs



Vor den Ueberraschten stand Ernst Hoffmann.

schuldig gemacht habe, dann aber über die plötzliche Verlobung des so schwer verdächtigt gewesenen Hoffmann mit Antonie Fiedler. Es gab keinen Menschen, der nicht Hoffmann sein Glück gönnte, es gab niemanden, der nicht die rasche That Fiedlers, durch welche dieser den unglücklichen Hoffmann wieder ehrlich machte und gewissermaßen für alles Leid entschädigte, bewundernswürdig fand; es gab niemanden, der nicht im persönlichen Verkehr mit Hoffmann sich alle Mühe gab, ihn vergessen zu lassen, was die öffentliche Meinung ihm angethan hatte.

Seltener wurde wegen Unterschlagung zu einem Jahr Gefängnis, außerdem wegen der gefälschten Todesanzeige noch zu vier Wochen verurteilt, und zwar wegen groben Unfugs und wegen Körperverletzung, da die Krankheit, welche Fiedler für einige Tage befallen hatte, als solche aufgefaßt wurde.

Zartfümmige Unterscheidung.

Der Präsident von B. gehörte einst zu den treuesten Staatsdienern des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, und auch der Sohn des verdienstvollen Mannes hatte sich für die staatsmännische Laufbahn entschieden. Ein tüchtiger Kopf, besaß der junge B. indessen die Schwäche eines höchst ungeordneten Lebenswandels und des Geschmacks an Umgangskreisen, die weder zu seiner Bildung, noch zu seiner Zukunft passend erschienen.

Dieser Umstand hatte schon wiederholt die Beförderung des jungen Mannes erschwert, um aber den Vater nicht allzusehr zu kränken, entschied sich der König, dem jungen B. einen erledigten Ratsposten zukommen zu lassen. — Dieser suchte um Audienz bei seinem Monarchen nach, um seinen Dank für die ihm von Sr. Majestät gegebene Würde auszusprechen; allein der König unterbrach ihn schon beim Beginn seiner Rede. „Sie irren, lieber B.“, sagte er mit mildem Ernst, „ich habe Ihnen keine Würde gegeben. Ihres Vaters und Ihrer Befähigung halber habe ich Ihnen eine Würde verliehen, an Ihnen nun ist es, sie sich zu geben, um ihr in Ehren vorzustehen in den Augen der Welt und Ihres Königs.“ — Im Verständnis der feinen Deutung des Königswortes neigte sich der junge Rat ergriffen über die Hand des erlauchten Herrn, und was er in jener Stunde dem König Friedrich Wilhelm gelobte, hat er ihm und seinem Nachfolger als einer der pflichttreuesten höheren Beamten der preussischen Monarchie gehalten.

Herzblättchen.



Herzblättchen mit dem Schelmenblick,
Bist deiner Mutter höchstes Glück;
Sie grüßt dich mit Entzücken.
Du weißt es nicht, Du ahnst es kaum,
Wie sie im Wachen und im Traum
Stets hängt an deinen Blicken.

Dich küßt ihr Mund am Morgen wach,
Sie hütet dich bei Nacht und Tag,
Wacht über deinem Schlummer.
So spielst du sonder Sorg' und Not,
In deines Lebens Morgenrot,
Dich trifft nicht Leid noch Kummer!

Ruhst sanft in treuer Mutter Arm
Am Herzen ihr, so süß und warm,
Wie unter Rosenzweigen.
O Mutterliebe, reines Glück!
Reich fließt dein Strom zu dir zurück;
Herzblättchen bleib' dein eigen!

„Nun sag' mal, Junge“, fragte ein Bauer seinen Sohn, welcher auf der Universität studierte und in den Ferien nach Hause gekommen war: „Was hast denn nun eigentlich auf der Universität gemacht?“ — „Garnix“, war die Antwort, „und bayrisch Bier dazu getrunken.“

Wie Freund Hugo sich verlobte.

Von Heinrich Rosenbergs.

Menschenkind, wo kommst Du denn her? Mit diesem Zuruf und einem lauten Halloh aus einem halben Duzend Männerkehlen wurde ich empfangen, als ich neulich abends zu ziemlich vorgerückter Stunde in ein bis dahin mir unbekanntes Bierlokal kam, um vor der Heimfahrt noch ein Stehviertel zu mir zu nehmen.

Um den runden Tisch in der Nähe der Einschanke saß eine Gesellschaft von Herren, mit denen ich etwa vier Jahre früher allabendlich die Einsamkeit unseres Junggesellenlebens zu vergetten gesucht hatte. Wir hatten getrunken und gegeben gemacht und für die Armen gesammelt — kurz, wir waren nicht schlechter gewesen, als die solidesten Ehemänner es vor der Hochzeit meistens zu sein pflegen. Nun waren wir — ein paar ganz hartnäckige Weiberfeinde ausgenommen — längst allesamt mehr oder weniger glücklich verheiratet; mein Erstaunen war daher gewiß sehr berechtigt, die ganze Gesellschaft von damals heute fast vollzählig hier versammelt zu finden. Das Rätsel war indes bald gelöst. Einen Abend wöchent-

lich, natürlich alle denselben, hatten die Verheirateten sich zu freier Verfügung in den Ehepакten vorbehalten, und an diesem einen Abende kamen sie aus den verschiedensten Stadtgegenden nach diesem ziemlich in nächster Nähe von Stadt- und Pferdebahn gelegenen Bierlokal; die Unverheirateten selbstverständlich auch. Das Wiedersehen mit den alten Freunden war rührend und feierlich; ich hatte blos den einen kleinen Nachteil, daß ich, als wir uns endlich trennten, statt der gewohnten Pferdebahn eine teure Nachtdroschke benutzen mußte, da selbst der letzte Wagen, der sogenannte Lumpensammler, schon vor geraumer Zeit abgefahren war. Das störte indes meine Gemütlichkeit ebensowenig, als die sonderbare

Miene, mit der meine Gattin mich selbst und meine Erklärung empfing, als ich zwischen zwei und drei Uhr morgens endlich nach Hause kam.

Ich hatte den Freunden und mir selbst versprochen, wenn irgend möglich an den Versammlungsabenden von nun an gleichfalls teilzunehmen, und wenn ich auch als vorsichtiger Ehemann es auf eine Droschke nicht wieder habe ankommen lassen, früher als mit dem „Lumpensammler“ bin ich doch von keinem dieser Abende wieder nach Hause gekommen. Keiner von den alten Freunden hatte jemals auf seinem Platz am Tische gesehlt. Mit Recht durfte ich deshalb erstaunt sein, als das leztmal gerade der treueste Gast, der seinen Platz am wärmsten zu halten pflegte, unser Freund Hugo, vergebens auf sich warten ließ. Meine Frage nach ihm rief ein allgemeines Lächeln unter den Freunden hervor, aber eine Antwort erhielt ich von keinem. Erst als ich dringender fragte, ließ „Karle“, der Vorsteher des Bundes, nach einem tiefen Zuge aus seinem Deckelschoppen und unter erneutem Lächeln der ganzen Tafelrunde, sich zu



Er fragt an — der Platz ist frei.

folgender Erwiderung herbei:

„Ja, siehst Du, lieber Junge, genau wissen wirs natürlich auch nicht, weshalb er ausgeblieben ist, aber nach dem, was wir so unter der Hand erfahren haben, nehmen wir an, daß er einen moralischen Kagenjammer über seine Verlobung durchzumachen hat und deshalb menschen-scheu geworden ist.“

Ich sprang von meinem Stuhl in die Höhe. „Verlobt? — Hugo?!“ rief ich, denn diese Lesart schien mir doch zu abenteuerlich; aber von allen Seiten nickte man mir Bestätigung, so daß ich an der Wahrheit der seltsamen Geschichte nicht länger zweifeln konnte.

„Aber ums Himmels willen, Kameraden“, rief

ich endlich, „sagt mir doch nur, wie in aller Welt das zugegangen ist! Ich sehe es Euch am Gesichte an, daß Ihr ganz genau Bescheid darum wißt.“

Zuerst leugneten die schlechten Menschen; aber endlich schlug doch einem von ihnen das Gewissen und er meinte, zum Vorsitzenden gewendet: „Na, Karle, dann erzähle ihm nur die Geschichte!“

Und Karl erzählte:

„Seiner Gewohnheit nach kommt Hugo neulich, um den „Allerletzten“ zu trinken — er hatte an dem Tage schon gegen 5 Uhr angefangen — kurz nach neun in sein gegenwärtiges Stammlokal, die Gartenwirtschaft, weist Du, wo wir früher manchmal gelegelt haben.“

„Zu erinnern mich, nur weiter!“

„Der Abend ist prachtwoll und im Garten kein Stuhl mehr zu haben. Mißmutig schaut Hugo sich um und bemerkt endlich an einem Tische, an welchem ein älterer Herr mit zwei Damen sitzt, noch ein Plätzchen, das aussieht, als ob es möglicherweise noch frei sein könnte. Er fragt an — der Platz ist frei. Hugo fängt an, liebenswürdig zu werden, und mit derselben

Liebenswürdigkeit kommt man ihm entgegen. Er stellt sich vor: Kandidat des

höheren Schulwesens Hugo Lang; die Vorstellung wird erwidert: Rentier Bolling, nebst Töchtern Rosa und Bella. Ein Wort giebt das andere, Hugo wird immer fideler, die Viertel werden nicht mehr gezählt, und bald schlägt der Herr Kandidat den Herrn Rentier einmal über das andere freundschaftlichst auf die Schulter und versichert ihn, er sei das famoseste alte Haus, das er — Hugo — jemals kennen gelernt habe. Der Herr Rentier wiederum stellt dem Herrn Kandidaten das Zeugnis aus, er sei der manierlichste junge Mensch, mit dem er, Herr Bolling, jemals zusammengesessen habe. Nach einem weiteren halben Stündchen — Hugo sieht nur noch durch einen

Nebelschleier — sind beide darin einig, daß ihre gegenseitige Hochachtung nur dadurch gebührend zum Ausdruck kommen kann, daß der Ältere des Jüngeren Schwiegervater, der Jüngere des Älteren Schwiegersohn wird. Die Mädchen sind beide noch frei und haben ersichtlich gegen den hübschen und trotz seiner Anheiterung stets artigen und anständigen jungen Herrn nichts wesentliches einzuwenden. Nach einer weiteren halben Stunde hat Hugo feierlich um die Hand eines der beiden Mädchen angehalten und ist diese ihm ebenso feierlich zugesagt worden. Er hat den Verlobungsfuß erhalten, und der Schwiegervater hat zur Er-



Zwei weiche Arme schlangen sich um seinen Nacken.

höhung der Feierlichkeit eine Flasche Champagner bestellt. Der ersten folgte eine zweite, die natürlich nun Hugo bestellt, und als auch diese ausgetrunken ist, trennt die Gesellschaft sich in größter Harmonie mit Kuß und Handschlag und der Verabredung, daß Hugo am nächsten Tage im Hause der Braut Besuch machen und das Jawort der Mutter erbitten soll. Seine Zecher bleibt Hugo ausnahmsweise schuldig.

Am nächsten Morgen erwacht er ziemlich spät und mit ziemlichem Kopfschmerz. Er begiebt sich nach seinem Stammlokal,

um sich durch eine Tasse Fleischbrühe wieder aufzuhelfen und erinnert sich dabei dunkel, am Abend vorher nicht bezahlt zu haben. Er ist ganz entrüstet, als auf der Rechnung auch eine Flasche Champagner steht. Wie sollte er wohl zu solchem Leichtsinn gekommen sein? fragt er den Wirt, der den Champagner selbst auf den Tisch gesetzt hat.

Von Leichtsinn, meint der Wirt, könne bei einer solchen Gelegenheit doch wohl eigentlich nicht gut die Rede sein.

„Bei was für einer Gelegenheit denn?“ fragt Hugo nunmehr ganz erstaunt.

Je nun, meint der Wirt, wenn man sich mit

Der ersten folgte eine zweite, die natürlich nun Hugo bestellt, und als auch diese ausgetrunken ist, trennt die Gesellschaft sich in größter Harmonie mit Kuß und Handschlag und der Verabredung, daß Hugo am nächsten Tage im Hause der Braut Besuch machen und das Jawort der Mutter erbitten soll. Seine Zecher bleibt Hugo ausnahmsweise schuldig.

Am nächsten Morgen erwacht er ziemlich spät und mit ziemlichem Kopfschmerz. Er begiebt sich nach seinem Stammlokal,

um sich durch eine Tasse Fleischbrühe wieder aufzuhelfen und erinnert sich dabei dunkel, am Abend vorher nicht bezahlt zu haben. Er ist ganz entrüstet, als auf der Rechnung auch eine Flasche Champagner steht. Wie sollte er wohl zu solchem Leichtsinn gekommen sein? fragt er den Wirt, der den Champagner selbst auf den Tisch gesetzt hat.

Von Leichtsinn, meint der Wirt, könne bei einer solchen Gelegenheit doch wohl eigentlich nicht gut die Rede sein.

„Bei was für einer Gelegenheit denn?“ fragt Hugo nunmehr ganz erstaunt.

Je nun, meint der Wirt, wenn man sich mit

einem so reichen und so hübschen Mädchen ver-
 liebe, könne so eine lumpige Flasche Champagner
 doch keine Rolle spielen, und wenn es den „Herrn
 Doktor“ etwa geniere, er — der Wirt — wolle
 ja gern warten bis nach der Verheiratung.

Bei dieser Stelle der Erzählung unseres Vor-
 sitzenden brach die ganze Tischgesellschaft in ein
 kolossales Gelächter aus, in das auch ich unwill-
 kürlich mit einstimmen mußte, denn die Art und
 Weise, in welcher Freund Karl das Gesicht nach-
 ahmte, das Hugo bei der Erklärung des Wirtes
 seiner Meinung nach geschnitten haben mußte,
 war von überwältigender Komik. Es dauerte
 mehrere Minuten, bis die Gesellschaft sich soweit
 beruhigt hatte, daß Karl ungestört in seiner Er-
 zählung fortfahren konnte:

„Seufzend legte Hugo den Betrag für die
 Verlobungsflasche auf den Tisch und erkundigte
 sich äußerst geknickt nach den näheren Umständen
 der Verlobung, vor allen Dingen auch nach den
 Personalien seiner „Braut“. Die kannte aber
 der Wirt selber nicht. Er wußte nur, es war
 eines von den beiden Fräulein Bolling, die das
 ganze Viertel als ebenso reich wie anständig
 kannte, aber welche von den beiden jungen Damen
 es war, darüber konnte er keine Auskunft geben.

Jetzt erfaßte Hugo ein unbehagliches Gefühl.
 Er ließ sich noch schnell ein saures Leberle geben,
 warf sich dann in Wicks und eilte nach der
 Bollingschen Behausung, fest entschlossen, sein
 Unrecht einzugesehen und den Alten, wie die
 junge Dame um Verzeihung zu bitten.

Vor dem Hause holte er noch einmal tief Atem
 und zog dann mit derbem Rucke die Klingel.
 Ein fröhlicher Ruf erklang hinter der Thür,
 hastig wurde sie aufgerissen und er von zwei
 weichen Armen, die sich um seinen Nacken schlan-
 gen, ehe er ein Wort hervorbringen konnte, hinein-
 gezogen in den halbdunklen Hausgang. Zwei volle
 Lippen brannten auf den seinen wieder und wie-
 der, als wenn sie niemals von ihm lassen wollten,
 dann sprang eine Thür vor ihm auf, eine ältere
 Dame stand vor ihm und breitete segnend die
 Hände über sein Haupt. Herr Bolling trat händere-
 reißend herzu, die Schwester drückte dem neuen
 Bräutigam ebenfalls einen herzhaften Kuß auf
 den Mund — und das alles, ehe er auch nur
 ein einziges Mal zu Worte kommen konnte. Und
 als er es endlich konnte, da hätte er den Vorsatz,
 mit dem er gekommen war, um alles in der Welt
 nicht mehr zur Ausführung gebracht. Er war
 der glücklichste Bräutigam unter der Sonne, denn
 seine Braut hatte ihm errötend gestanden, daß
 sie ihm schon ein halbes Jahr lang mit inniger

Liebe zugethan war. Nur eins trübte sein Glück:
 er wußte und weiß vielleicht heute noch nicht,
 ob seine Braut sich Rosa oder Bella nennt.“

Damit schwieg der Erzähler und griff nach
 seinem Glase; doch ehe er damit zum Munde
 kam, sprach Hugo, der von uns unbemerkt schon
 längst hinter einem Pfeiler geseffen hatte: „Jetzt
 aber weiß er es und bittet Euch alle, die Gläser
 bis zur Reize zu leeren auf sein Wohl und das
 seiner süßen Braut, Fräulein Rosa Bolling!“

An diesem Tage mußte ich mir wieder eine
 Nachtdroschke kaufen. Ich habe es aber gerne
 gethan.

Kurz und gut

hat's einmal ein Ehemann gemacht. Da er ein
 öffentliches Amt, den Dienst eines Straßenwarts
 begleitete, hatte er, des gebührenden Respekts
 wegen, sich einen stattlichen Vollbart wachsen
 lassen. Sein Weib war eine gute Haushälterin,
 dabei aber über die Maßen rechthaberisch. Sagte
 er z. B.: Heut muß das Heu noch heim, der
 Barometer ist im Fallen! — sagte sie: Nein,
 's ist morgen noch Zeit! Sagte er aber morgen,
 sagte sie heut! Als sie es wieder einmal gar zu
 bunt getrieben und mit den Worten: Und dabei
 bleibts! sich zur Stube hinaus in die Küche ge-
 macht hatte, suchte er das lange nicht mehr ge-
 brauchte Rasierzeug hervor, stellte sich vor den
 Spiegel, stützte mit der Scheere den Bart und
 seifte sich ein.

„Was machst du?“ fragte die Frau ganz
 verwundert, indem sie wieder herein kam, um
 den Tisch zu decken.

„Siehst's ja!“ verlegte er. „Wenn ich der
 Mann nicht sein soll, geziemt mir auch kein
 Bart!“ Und damit rasierte er ihn glatt weg.
 Merke: Ein Mann kann sich wohl den Bart,
 aber über den Kopf darf er sich die Frau
 nicht wachsen lassen.

Zu was denn?

Zu Igelloch stellte einstens der Herr Schul-
 meister bei der Schulkommission den Antrag, eine
 Karte von Europa in die Schule anzuschaffen.
 Nachdem lange darüber debattiert wurde, gab
 der Herr Schultheiß seine Meinung folgender-
 maßen kund: Zu was brauchet mir e Kart von
 Europa? Wer weißt, ob je emol Einer us unse-
 rem Ort nach Europa kommt.

Verstand ist ein Edelstein, der am schönsten
 glänzt, wenn er in Demut eingefaßt ist.

Ueber die Schwäbische Alb im Schnee.

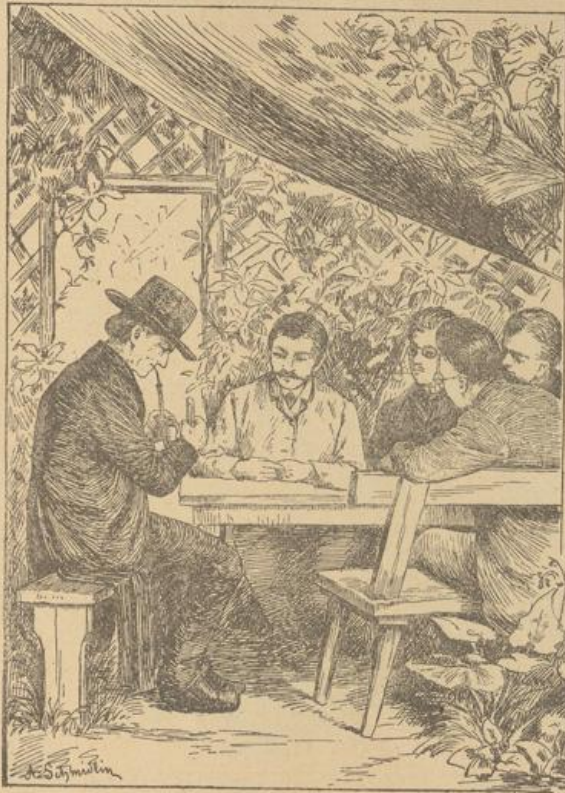
Von W. W.

Ecco gratum et optatum ver reducit gaudia, —
Purpuratum floret pratum, sol serenat omnia.

Laß Dir's vom Bruder Primaner sagen, freundliche Leserin, was das Verslein bedeutet;*) — wir empfanden seinen Zauber, als wir, vier lustige Studenten, in herrlicher Pfingstzeit aus der alten Mäusenstadt am Neckar auszogen zur üblichen, längst ersehnten Pfingsttour. Da galt's nach altem Brauche in unserm Freundeskreise, den Spuren „Jung Werners“ nachzugehen und nicht zu rasten, bis alle Pläßlein, deren „der Trompeter“ gebentt, sei's im Schwarzwald, sei's am Rheine, besucht waren. Und wer hätte heimkehren mögen, ohne am „Walbsee“ die Bowle getrunken und eingestimmt zu haben in des Herrn Schulmeisters köstliches Mairied: „Es kommt ein wunderfamer Knab — jezt durch die Welt gegangen“!?

Welch herrliche, unvergeßliche Bilder von Land und Leuten wurden da mitgenommen in die norddeutsche Heimat, wenn es einmal galt, Tübingens krummen Gassen Valet zu sagen. Wie manch originelles Menschenkind begegnete den fahrenden Schülern auf solchen Märschen;

*) Da wohl die wenigsten Leser einen Bruder Primaner haben, so sezt der „Vetter“ ein deutsches Verslein über die Bedeutung des lateinischen hier bei:
Seht, es fliehn des Winters Schatten,
Seht, der Frühling bringt uns wieder
Grüne Wälder, bunte Matten,
Sonnenschein und frohe Lieder.



Das heimelte uns so tübingersch-gemüthlich an.

da lernten wir den ungeschlachten Flößer in seiner Heimat kennen, dem wir oft von der Neckarbrücke zu Tübingen aus unser „Fockele sperr“ zugerufen hatten; da trat uns im entlegensten Schwarzwald so mancher rauhe, aber treuherzige Förster, so mancher kluge Schulmeister, so mancher würdige Pfarrherr entgegen; — und der große Schnee des lezten Winters gemahnte mich recht an ein heiteres Studentenstücklein, das uns in weltferner Schwarzwaldgegend ein lieber Pfarrherr erzählt hat.

Nach langem, heißen Marsche hatten wir in einem stillen, hochgelegenen Dörflein des Schwarzwaldes uns zur Rast niedergelassen; das bescheidene Wirtshaus bot in abendkühler Laube einen guten, reinen Landwein und ein stärkendes Stück Rauchfleisch. Indem wir tüchtig zugriffen, nahte sich unserer Laube ein dunkelgekleideter Mann, dem wir den Landgeistlichen an allen den untrüglichen Kennzeichen dieses Standes ansehen konnten. Er mochte unsere Anwesenheit in seinem sonst so stillen Dörflein vom Wirt erfahren haben, und so trat er zu uns mit der launigen Wendung: „er habe als Pastor loci (Pfarrer des Ortes) Recht und Pflicht, solch seltene und erfreuliche Gäste zu begrüßen, und wenns angenehm

sei, so seze er sich ein wenig zu uns, ehe er heimwandle in sein Pfarrdorf, von dem dieser Ort nur ein Filial sei.“ Wie bald gab sich da Rede und Gegenrede; und als er — zunächst ein wenig schüchtern — aus der hintern Rocktasche Pfeife, Tabak und Zunder und Stein zog, aus einer andern Tasche ein gewaltiges Stahlmesser herausfischte und nun seine Pfeife in Brand sezte, da heimelte uns der etwas linksche Mann so tübingersch-gemüthlich an, und Fritz N. gestand nachher, er habe sich seiner feinen Cigarette ordentlich

geschämt! Wenn der geistliche Herr gar gewußt hätte, daß jeder von uns ein Paar Glacehandschuhe für alle Fälle bei sich führte!!

Mit wandernden Studenten redet sich wohl am besten vom Wandern, und bald schweiften die Gedanken hinüber über den Rhein zu den Alpen und den blauschimmernden Vogesen; aber vor allem das Schwabenland mit seiner prächtigen Alb schien dem Pfarrer ans Herz gewachsen und als wir ihm sagten, die Alb, besonders Lichtenstein, Hohenneuffen, Zollern und Achalm seien auch uns wohlbekannt, da meinte er: „Ja, von der Alb, vom Lichtenstein, — da könnte ich den Herren auch eine lustige Geschichte erzählen, wenn...“ „O bitte, erzählen Sie, Herr Pfarrer“, riefen wir Fahrende allzusammen.

„Nun also! — Ein schneereicher, kalter Winter wars — begann der Pfarrer nach etlichem Feuer schlagen —, da fuhr eine vergnügte Gesellschaft von Tübingen nach der alten Reichsstadt Reutlingen. Die Tübinger „Liedertafel“ wars, die wollte allda ein Konzert geben. Da lief auch viel unmusikalisches Volk mit, das sich eben überall findet, wo's etwas zu sehen und zu hören giebt. Da konnt ich's denn auch wagen, mitzugeh'n, und es hat mich nie gereut.

Die Reutlinger, die auch recht liebenswürdig gegen die Studenten sein können, wenn sie wollen, nahmen uns freundlichst auf, — die Musik war prächtig, am Schlusse sangen auch die Unmusikalischen mit und nur zu bald schlug die Abschiedsstunde. Was wunder, wenn es etlichen so gut gefiel, daß sie die Heimreise auf den nächsten Tag verschoben und noch ein paar Stündlein sitzen blieben?

Und was wunder, daß sie am nächsten Morgen, als die Sonne so gar hell über die schnee-

bedeckte „Achalm“ hereinglänzte, beschloßen, erst noch nicht heimzugehen, sondern den Lichtenstein einmal im Schnee zu sehen!

So gings denn den Weg Georg Sturmefelders fürbaß. Im Hirsch zu Pfullingen wurde die erste Kaste gehalten und der Geldpunkt erledigt. Aber da stand es schlimm! Kaum zwei Gulden waren unser und wir zu fünf! Doch was sichts solch eine Ebbe einen Studenten an, und so gings denn fröhlich weiter. Wer kennt nicht den herrlichen Weg zum Lichtenstein hinan. Tief unten liegt das Echazthal, hoch oben winkt das Schloß-

lein in fast schwindelnder Höhe! Je höher den Berg hinan, je tiefer der Schnee, und fast schiens den einen oder andern zu reuen, solch abenteuerliche Bahnen zu wandeln.

Und wie sie uns anschauten im gastlichen Forsthaue! Die alte Frau Oberförsterin — lebt sie wohl noch? (Wir konnten es ihm freudig bestätigen) — schüttelte gar ernsthaft den Kopf, als sie uns genauer musterte und das zierliche Schuhwerk eines von uns, wir nannten ihn den „schönen Arthur“, besah. So können Sie nicht weiter, meinte sie, und bald waren ein paar tüchtige Revierstiefel nebst warmen Strümpfen zur Hand, und was



Bald waren ein paar tüchtige Stiefel zur Hand.

an Schönheit abging, an Wasserdichtigkeit gewonnen.

Mit Aufbietung fast der letzten Moneten war inzwischen eine neue Flasche Wein bestellt und der grandiose Plan entworfen worden, quer über die Alb gen Ulm, der stolzen Münster- und Festungsstadt, zu pilgern, und zwar im fußtiefen Schnee! Die Frau Oberförsterin mochte schon manches gute Stück Latein gehört haben, — aber das war ihr doch zu stark, und lange wollte sie's uns nicht glauben. Endlich ließ sie uns kopfschüttelnd ziehen, froh, daß sich die Balken

in ihrem Hause nicht gebogen hatten ob solcher Thorheit.

Und nun denken Sie sich, meine Herren, nun standen wir ganz allein auf hoher Alb im tiefsten Schnee, die Stadt der Ulmer mit der Seele suchend und genau zu fünf noch fünfunddreißig Kreuzer (eine Mark) besitzend! Aber rückwärts wollte keiner — also nur zu! Weit über Schneefeldern, wohl anderthalb Stunden, schien uns ein Dorf zu winken, es war Kleinengstingen. Einer von uns Schneemännern erinnerte sich, den dortigen freundlichen Pfarrer irgend einmal in Tübingen gesehen zu haben und baute darauf seinen Plan: der Herr Pfarrer wird um die nötigen Baria gebeten und dann gehts weiter.

So kamen wir denn im Orte an; zwei von der Gesellschaft wurden als Sprecher ins Pfarrhaus geschickt; Konstantin Sch., der bestimmte, energische, und K., der Schwabe als Landsmann, sollten dort anklopfen. Sie thatens, und wie lieblich dufteten die Weihnachtsbäckereien der Frau Pfarrerin den Wanderern, die heute thatsächlich noch nichts Warmes gegessen hatten, in die Nase. Aber leider: der Hausherr war verreiht!! Was mag die Frau Pfarrerin wohl gedacht haben über die sonderbaren Besucher am 13. Dezember, die nicht sagen wollten, was sie eigentlich in ihrem Hause wünschten und die ohne viel Nötigung jeder drei Tassen Kaffee und ungezähltes Weihnachtsgebäck dazu verschlangen! Die beiden empfahlen sich höflich aber zögernd.

Indessen hatten die Genossen die letzten fünfunddreißig Kreuzer in einer Flasche Wein und einigen Broten im Dorfwirtshause angelegt und harrten in ängstlicher Spannung der beiden Deputierten! Und die kamen, aber leer, ganz leer! Zwei Kreuzer hatten wir noch und standen zu fünf in einem einsamen Alldorf. Auf Lichtenstein wollten wir nicht umkehren, jetzt konnten

wir nicht mehr; denn nun fing's an zu schneien, wie's nur auf der schwäbischen Alb schneien kann; keine Flocken, sondern große, uns schien's handgroße Fetzen! Dichter, immer dichter! Was thun? Zum nächsten Pfarrdorfe, zur Amtsstadt mochte es noch gar weit sein, und das Mittel, welches Hans, der Schweizer, unterwegs schon einmal probiert hatte, den „armen Reisenden“ zu spielen, ging doch für alle fünf nicht an; umsomehr, als Hans nur Scheltworte von der Bauersfrau davontrug, weil er „ebbes Warmes“ abgelehnt und „bar Geld“ verlangt hatte. So mußten wir denn ans Schlittensahren denken. Schlittensahren ohne einen Heller Geld! Der Wirt spannte ohne weiteres zwei rasche Rosse an einen gewöhnlichen Holzschlitten; der Fuhrlohn sollte erst an Ort und Stelle bezahlt werden, und so gings stott von dannen, Wagen und Beutel gleich leer, nur der Humor unvergleichlich gut. Auf eine harmlos hingeworfene Frage, „was der Pfarrer im nächsten Orte für ein Mann sei?“ biß unser Fuhrmann sofort an und lobte den Herrn als einen recht braven, „gemeinen“ (leutseligen) Mann, der sich über unseren Besuch gewiß recht freuen würde. Letzteres schien uns mehr als



Ein Hurra dem Herrn Pfarrer!

zweifelhaft; aber was halfs? So fuhren wir denn zu und hielten bald in Gomadingen, wo der „gemeine“ Pfarrer wohnen sollte. Da fehlte denn nun jeder Anknüpfungspunkt, und es galt ungeschminkteste Offenheit. Wieder wanderten zwei Sprecher ins Pfarrhaus; wir anderen saßen einseitigen trübselig je bei einem halben Schoppen Wein im Wirtshause (nur der Kutscher bekam einen ganzen zur Stärkung seiner guten Laune). Lange, bange Zeit verging; endlich, endlich kommen die Deputierten mit lautem Holla zur Thüre herein: Kommilitonen, ein Hurra dem Herrn Pfarrer von Gomadingen! Und fürwahr, der Mann verdiente es! Er hatte die Sprecher freundlichst aufgenommen, sie bewirtet, ihnen eine ganze

3*

Menge Geld gegeben, ihnen alle Taschen voll Cigarren gesteckt und dem schönen Arthur einen Mantel und ein Paar Kanonenstiefel geliehen, damit er in der Donaustadt würdig auftreten könne! Freilich, wer hätte auch der Berebtheit der beiden widerstehen, wer den schönen Arthur mitleidslos aus dem Hause weisen und dem energischen Konstantin einen Korb geben können? — Nun war Freude im Hirsch zu Gomadingen. Rasch wurde eingespannt, um noch zu guter Zeit die alte Amtsstadt Münsingen zu erreichen. Vorbeiammond- beglänzt, vorbei am herrlichen Jagdschloß, vorbei an den herrlichen Gestüben und endlich in die Stadt — zur „Post“.

Dem Kutscher ein stattliches Trinkgeld, den Fuhrlohn redlich bezahlt und hinein ins behagliche Herrenstüblein.

Da mag sich gut sitzen nach einem säuberlich auf der Kanzlei zugebrachten Tage; wir waren zu müde; ein Schöpflein Uhlbacher Wein dem Schwabenlande zu Ehren, einen dicken Eierkuchen dazu erlaubte das Budget, mehr nicht, und dann gings zur Ruhe nach einem schweren, kalten Tage.

Am andern Morgen wurde zuerst aus vollem Herzen der Choral gesungen: „Wie schön leuchtet uns der Morgenstern“ — und dann gefrühstückt. Die Nacht über hatte es wieder geschneit; von Marschieren war keine Rede, also wieder einen Schlitten, und kein Geld dazu!

Die Rechnung konnte glatt bezahlt werden, ein geringes war noch übrig, und so wurde eben

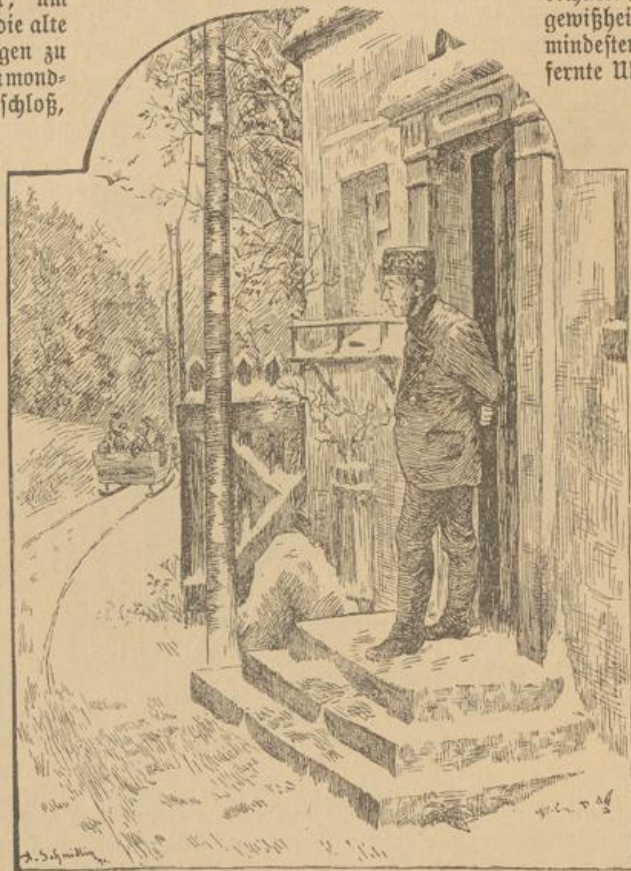
auf gute Hoffnung wieder ein Schlitten bestellt. Freundlichst verabschiedet vom wackern Posthalter, fuhren wir mit klingenden Schellen stolz davon. Hätten wir dies Metall doch in der Tasche gehabt!

Wer die Gegend, durch die wir fuhren, das württembergische Sibirien nannte, hatte nicht eben unrecht. Uns vollends schien es so. Weite, baumlose Flächen, knietiefer Schnee, schneidend kalte Luft; dazu unsere nicht auf solche Irrfahrten berechnete Kleidung und die Ungewißheit, wie wir das noch mindestens zehn Stunden entfernte Ulm erreichen sollten.

— Das alles half zusammen zu einer recht sibirischen Stimmung. Unser Plan ging auf irgend einen guten Menschen, der uns weiterhelfen sollte, und der fand sich.

Der Posthalter von Feldstetten, an dessen weitbekanntem gastlichem Hause wir anfuhrten, begrüßte uns hochehrent; seine Stimmung aber sank auf ein Grausen herunter, als der Mutigste von uns um eine Unterredung unter vier Augen bat und dem biedern Manne alles genau auseinandersetzte. Ei, ei, soll er gesagt haben, — das ist mir doch noch nie vorgekommen, seit ich Posthalter bin!

Numero eins soll ich den Schlitten von Münsingen hierher bezahlen; Numero zwei den Herren ein ordentliches Essen hinstellen und zum dritten sie nach Blaubeuren zur Bahn führen! Ei, ei! — Aber er thats lächelnd, und als wir ihm feierlich einen Schuldschein ausstellen wollten, lachte er uns aus und meinte: so viel Kredit hat ein deutscher Student in der Post in Feldstetten. Kutscher, fahr zu!! Daß wir ihm in seinem Hofe



Dem Posthalter ein donnerndes Hoch!

ein bonne
er nahm
entgegen;
der Thüre
In der
tiefer
im Wirt
war ein
ander vor
In W
berstehen
schöne
Schneel
Geherr
firrend
Kappe
ander ge
Noch es
Ulm. E
und mit
her! Ab
stern vor
Mat; sein
er uns
Hörigeld
für Man
Kauje di
Jammel,
Ein
Wenn
menschen
traut er
ber, indes
Scher er
brachte
Freule
junger D
gabe mac
hat beig
die Zeit
Walden
stätt für
bis zum
stehend
war, das
vermöcht
Freulein
sie solle
Bod geh
Das W
Kerfiet
nicht zu

ein donnerndes Hoch ausbrachten, ist natürlich: er nahm auf seiner Hausstaffel stehend lächelnd entgegen; und lange sahen wir ihn noch unter der Thüre stehen, halb süß, halb sauer lächelnd.

Unsere gute Laune war wieder glänzend, je tiefer sie vorher gesunken war, da ein Versuch im Pfarrhause mißglückt war und selbst Hans nur einen österreichischen Kreuzer als armer Reisender vom Pfarrtöchterlein erfochten hatte!

In Blaubeuren hatten wir Zeit genug, den herrlichen Altar in der Klosterkirche und die seltsame Blau-Quelle zu besuchen, ehe uns der Schnellzug nach Ulm entführte. Schnellzug! Gestern zu Fuß durch den tiefen Schnee, dann frierend auf offenem Holzschlitten; heute im Rupee zurückgelehnt, stolz, als wären wir nie anders gefahren.

Noch ein paar Festungstunnels und dann kam Ulm. Wie staunten wir die festen Werke an und mit welcher Ehrfurcht das hochragende Münster! Aber langsam gings durch die Straßen: einem von den fünfens wars besonders weh zu Mut; seine Eltern wohnten dort und denen wollte er uns zuführen; die sollten uns beherbergen, Reisegeld nach Tübingen geben — und alles für fünf Mann! Wir ließen ihn vorsichtig in seinem Hause die Treppe voran, er ging allein ins Zimmer, ein Schrei der Ueberraschung — und

wir alle waren herzlichst aufgenommen. Ob dem lieben Freunde nicht abends noch privatim der Text gelesen wurde, wir habens nie erfahren.

Aber schön wars doch in Ulm; abends zu einem guten Ulmer Bier; am andern Tage alle Sehenswürdigkeiten besichtigt und dann abends mit Reisegeld ordentlich versehen wieder gen Tübingen. Welch herrliche Fahrt im hellsten Mondenschein über die Alb, das Filsthal hinab und den Neckar hinauf zur Muesenstadt. Dort hatte man uns längst verloren geglaubt; am Sonntag abend hatte man sich getrennt und nun wars Mittwoch abend geworden. Wie längst verlorene Brüder nahm man uns auf, als wir vom letzten Zuge noch das alte Stammlokal aufsuchten und unsere Fahrten erzählten über die Alb im Schnee!

* * *

Längst war dem geistlichen Herrn die Pseife ausgegangen; als er geendet, saß er noch eine gute Zeit stille da; wir wagten sein Erinnern an alte Zeiten nicht zu stören; als er aber nach kurzem Gruße heimwärts wandelte in sein stilles Pfarrhaus im Thale, hat er's wohl noch gehört, wie wir ihm nachsangen:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
Ach wie liegt so weit, ach wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Eine menschenfreundliche That.

Wenn der Kalendermann von einer edeln, menschenfreundlichen That hört oder liest, so freut er sich und notiert sie gleich für den Kalender, indem er meint, es würde auch dem werten Leser erfreulich sein, wenn er sie zum Abdruck brächte — wie z. B. die folgende.

Fräulein Fanny Gary, Mitglied eines Vereins junger Damen in Chicago, die es sich zur Aufgabe machte, armen Arbeiterinnen mit Rat und That beizustehen, war auf ihrer Wanderung durch die Stätten des Elends und der Not auf ein Mädchen gestoßen, das in einer Schneiderwerkstatt für kärglichen Lohn vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt und durch anstrengende Arbeit körperlich so herunter gekommen war, daß es sich kaum noch aufrecht zu erhalten vermochte. Von innigstem Mitleid ergriffen machte Fräulein Gary der Unglücklichen den Vorschlag, sie solle auf ihre Kosten vierzehn Tage in ein Bad gehen, um sich gründlich erholen zu können. Das Mädchen sagte, es würde das großherzige Anerbieten mit tausend Freuden annehmen, wenn nicht zu befürchten wäre, der Prinzipal werde

es entlassen, wenn es von der Arbeit wegbliebe, ohne eine Stellvertreterin zu schicken; eine solche zu finden werde aber schwer halten, da die Arbeit, die sie zu thun habe, entsetzlich hart und schlecht bezahlt sei. Das Fräulein überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Gehen Sie ruhig, für eine Stellvertreterin werde ich Sorge tragen!“

Freudigen Herzens machte sich die Arbeiterin des andern Tages auf den Weg, und als sie nach vierzehn Tagen neu gekräftigt und erfrischt aus dem Bade zurückkehrte, erfuhr sie, daß die Stellvertreterin, welche tagaus tagein ihre anstrengende Arbeit gethan hatte, ohne mit einem Worte zu verraten, wer sie sei, keine andere gewesen war, als Fräulein Gary.

Der Kalendermann bemerkt dazu: Wenn solche, von edelster Nächstenliebe zeugende Gesinnung in unserer materialistisch-selbstsüchtigen Zeit mehr und mehr zur Herrschaft gelangte, würde die soziale Frage bald gelöst sein, nach dem göttlichen Spruche: Was ihr einem der Geringsten unter euch gethan, das habt ihr Mir gethan!

Auf Posten.

Erzählung von Joß von Neuß.



1.

ie ein verschneites Nest, aus dem die Schornsteine als widerspenstige Strohhalme hervorstachen, lag das aus roten Back-

steinen erbaute Wärterhäuschen am lang gestreckten Bahnkörper. Ringsum herrschte Kirchhofsruhe, nur ein einsamer, ungeselliger Schwarzspecht hämmerte in ununterbrochenem Takte an dem einzeln stehenden Fichtenstamme, dessen weit ausgebreitete Arme das kleine Haus überwölbten und sich tief unter der Schneelast hinabsenkten, bis einzelne Windstöße die Last erleichterten, indem sie den puderartigen Schneestaub auf das kleine Anwesen verstreuten.

Der Zug ward signalisiert. Der Bahnwärter trat hinaus und wartete mechanisch seines Amtes; der Hund, der ihm gefolgt war, schien die Bewegungen und Verrichtungen seines Herrn durch lange Gewohnheit genau zu kennen und begleitete ihn auf Schritt und Tritt, und als der Zug vorbei rasselte, stand er neben ihm, unbeweglich wie eine Mauer. . . . Als das Schnaufen und Röcheln der Maschine in der Ferne verhallte, erklang aus dem Hause die ängstlich weinende Stimme eines Kindes. Der Mann folgte den wohlbekannten Tönen und kehrte sogleich ins Haus zurück, aber sein Auge folgte sehnsüchtig dem davoneilenden Zuge und über seiner Stirn lag ein Schatten von Mißmut, als er ins Zimmer trat.

Mechanisch reichte er dem Kleinen die Milch, welche die Mutter in den warmen Ofen bereit

gestellt hatte. Dann schüttelte er liebevoller die Kissen des Bettchens etwas auf und ließ das Köpfchen des Kindes sanft darauf nieder sinken. In diesem Augenblicke trat die Mutter ins Zimmer, ein volles Arzneiglas in den Händen.

„Endlich!“ sagte der Mann. „Ich meine, ich bin früher gekommen, als jemals zuvor“, sagte leuchtend das Weib, indem es das durchnähte Tuch vom Kopfe nahm. „Die halbe Meile ging ich in einer kurzen Viertelstunde. Was macht Fräulein?“

„Es schläft wieder.“

„Gottlob!“

„Du hast den Doktor richtig angetroffen?“

„Freilich! Auch hätte ich mich nimmer abweisen lassen. Er mußte mich noch anhören, obgleich er schon auf dem Sprunge stand — 's soll der Kranken in der Stadt heuer viele geben“, erzählte die Frau in Eile. Dabei hatte sie die Arznei geöffnet und zum Gebrauch bereit gestellt. Dann zog sie aus einem Korbe etwas Gebäck für die beiden andern Kinder hervor, das sie aus der Stadt mitgebracht hatte, und verteilte es mit peinlicher Genauigkeit. Einen Augenblick später war sie in der Küche verschwunden. Daß aber auch dort das Wirtschaststübchen und Pantieren in ununterbrochener Reihe weiter ging, bezeugte das Klappern der Töpfe und Teller. Auch zog bald ein appetitlicher Duft durch die Thürspalte und erfüllte das kleine Gemach mit warmem, würzigem Geruch. Eine Viertelstunde später war auch der kleine Tisch gedeckt und die dampfende Kaffeefanne in die Mitte gestellt. In diesem Augenblicke trat der Mann aus der Kammer wieder ins Zimmer, im Zivilanzuge. Die Frau, die solches nicht erwartet, schaute ihn verwundert und ahnungsvoll an und fragte:

„Was soll das? Was willst du thun?“

„Ausgehen!“

„Wohin?“

„Nach dem Dorfe drüben — in den „Adler“.

„Heute — am Sylvester?“

„Gerade heute! Das böse alte Jahr, das nun hinter uns liegt, soll doch wenigstens ein

vergnügtes Ende haben!" meinte der Mann trogig.

"Freilich ist's böse gewesen! Krankheit und Sorgen hat's noch mehr gegeben als in den früheren, und dazu — ein Begräbnis! Das arme Mäzel! Aber ich meine, wenn man so viel zusammen erlebt hat im alten Jahre, gehört man am Sylvester bei einander, eins um das andere zu trösten! Davon wird's nicht besser, daß du heute feierst! Gelt, Fritz?" bat die Frau. "Und Gutes hat's doch auch gebracht, das Fritzchen dort in der Wiege ist ein Staatskerlchen, das uns der liebe Gott für das Märchen geschenkt hat, und dir wie aus den Augen geschnitten! Bleib bei uns, Mann, heute abend — ich habe Sorge, daß die bösen Zahnkrämpfe wieder kommen..."

"Unfinn, das Kind ist wohl!"

"Das sieht nur so aus, der Doktor meint auch, so etwas komme manchmal wieder. . . . Sieh', ich habe dir auch eine Flasche Bier mitgebracht. Du sollst's gut haben heute bei mir, Mann!" versuchte das Weib mit blutendem Herzen zu scherzen. "Die Kinder warten schon am Tische — gelt, du bleibst?" frug sie mit inbrünstiger Bitte, indem sie näher an den Gatten herantrat.

"Daß mich!" stieß dieser sie zurück. "Bin ich ein Lasttier? Ich will auch mal vergessen, daß ich ein armer Teufel bin und daß das Jahr schlecht war. 's ist eine vergnügte Gesellschaft im "Abler", der Joseph Hartmeyer war vorhin hier und hat mich eingeladen. Auch hab' ich's ihm versprochen."

"Der Joseph Hartmeyer, den der Direktor aus dem Dienst gejagt hat? Den lobe mir nicht: das ist ein Thunichtgut! Er hängt sich an dich, weil er weiß, daß du unzufrieden bist. . . ."

"Schmähe mir meine Kameraden nicht, Weib! Nicht genug, daß man Tag und Nacht auf Posten stehen muß, auch das Weib macht einem das bische Leben noch sauer. Hätt's besser haben können; weißt selbst, wie die Mäd'el auf die Dienstmützen versessen sind, die armen wie die reichen. 's wär' vielleicht besser, wenn ich dir mein Wort nicht gehalten hätte! . . ."

Das Wort stach wie ein Messer.

"Mann!" schrie das Weib tiefgekränkt auf.

"Was soll ich's verstecken? 's ist doch, wie ich sage!" meinte der Mann gleichgiltig. "Die Dienstmützen sind den Weibern immer willkommen." Dabei nahm er den Krückstock aus der Ecke, um durch sein Weggehen der Sache schnell ein Ende zu machen, bevor er vielleicht doch noch andern Sinnes werde.

Das unglückliche Weib, obgleich bis ins innerste

Mark getroffen, war allen seinen Bewegungen mit den Augen gefolgt und gab, an Widerstand gewöhnt, den Kampf noch immer nicht auf. Es lag heute der Frau auf der Seele wie eine Ahnung neuen Unglücks. Das verfloffene Jahr hatte des Leids zu viel gebracht, selbst der zähe, starke Geist des Weibes war allmählich furchtsam geworden.

"Mann, du — könntest vielleicht noch nicht zurück sein, wenn der Zug kommt", bat sie flehentlich, aber beinahe hoffnungslos. "Ich meine, 's giebt heute nacht wieder ein Schneegestöber, der Himmel ist dunkel, kein Stern ist zu sehen."

Der letzte Trumpf war ausgespielt!

"Unfinn! Kehre vor deiner Thür! Wann war ich nicht auf Posten? Karo, du bleibst hier!" scheuchte er den Hund zurück, als er die Thür schloß.

Er war hinaus. Das Weib sah ihm nach, als ob es noch nicht fassen könne, daß er wirklich ging und es trotz aller Bitten allein lasse. Dazu stachen die bösen Worte wie Dornen und ritzten das Herz wund. Es war kein Zweifel, er bereute, daß er die blutarme Anna geheiratet hatte! . . . Freilich hatte er viel des Antommens bei den Mädchen gehabt, denn er war ein hochgewachsener Bursche gewesen, dessen wohlgebildetem Gesicht ein dunkler Vollbart sehr schön stand. Die Anna aber war als Waisenkind im Waisenhanse groß geworden und war später nur eine arme Magd gewesen. Dennoch hatte man einander lieb gehabt, treu und in warmherzigem Verharren, bis der Kampf des Lebens dem heißblütigen Mann zu stark geworden war. Das zähe, schwache Weib hatte ihn scheinbar leichter überwunden: das Bitten und Flehen, die heimlichen Thränen hörte und sah niemand. . . . Wie in Verzweiflung rang die Frau die Hände.

Plötzlich klangen Schritte draußen. Kam der Gatte zurück? Der Gedanke blitzte als Hoffnungsstrahl auf. . . . Nein, der Schritt war zu unsicher und schwankend, es stolperte fast in das Haus hinein.

Der Eintretende war ein Bursche, halb Mann, halb Kind. Die ganze Erscheinung hatte etwas zwerghaftes, doch war die Gesichtsfarbe blühend und gesund. Der Gottfried war ein jüngerer Bruder der Anna und gleich ihr früh verwais't und ebenfalls im Waisenhanse erzogen. Mangelhafte Kindespflege hatte seine körperliche Entwicklung zurückgehalten und ihn kaum die Größe eines zwölfjährigen Knaben erreichen lassen. Der Geist war ebenso. Als er indessen später drüben im Dorfe ein gutes Haus gefunden, wo die Arbeit mäßig und die Kost reichlich war, hatte er sich

aufgeholfen und war sogar zu einem leidlich brauchbaren Knecht geworden. Trotzdem war der „Gardist“, wie man ihn seiner mangelnden Körperlänge wegen allenthalben spottweise nannte, die Zielscheibe manches wohlfeilen Witzes geblieben, bis im Laufe der Jahre das Spottwort zum Scherz, ja fast zum Schmeichelwort geworden war. Denn der „Gardist“ besaß nichts von der Bosheit und Bitterkeit, die den verkrüppelten Menschengewächsen sonst eigen ist.

„Darf — ich kommen, Schwester Anna?“ frug er, die Mühe ziehend, mit neuem Stolpern. Dann sich umsehend und die Abwesenheit des Schwagers bemerkend, setzte er mit unverhohlener Freude hinzu: „Er ist wohl nicht zu Hause?“

„Nein“, meinte Anna kurz, indem sie die letzte

Thränenspur aus dem Gesichte hinwegwischte, in welches die Sorge bereits ihre Furchen gezogen hatte. „Komm nur herein, Gottfried — die Kinder warten schon!“

Ja, die Kinder! Für jedes einzelne wäre das härtige — Kind durchs Feuer gegangen! Dafür hingen der Wilhelm und das Lieschen aber auch schon an seinem Rockschöße und führten ihn an den verwaisten Familientisch. Stolz wie ein König nahm der „Gardist“ auf seinem Holzschemel Platz. Es war doch herrlich, daß der Schwager heute nicht

zu Hause. Inzwischen ließ ihn die Anna vorläufig noch nicht auf seinem Throne sitzen.

„Geh' erst in den Holzstall, Gottfried, und hole mir einen Arm voll Holz in die Stube und siehe draußen nach, ob der Ziegenstall geschlossen ist, hörst du?“

Der „Gardist“ trottete gehorsam hinaus und kam mit einer Tracht Holz wieder herein, schneller, als man ihm zugetraut. Denn am Tische wartete ja schon der Wilhelm und das Lieschen auf ihn mit einem Korb voll Äpfel und Nüsse, die das Christfest übrig gelassen hatte. Auch die Anna hatte sicher heute irgend etwas Gutes für ihn. Wichtig, da schenkte sie ihm schon das Glas zum Ueberlaufen voll. Und das Piesel brachte aus seiner Spielecke das Weihnachtswägelchen herbei,

an dem schon ein Rad fehlte. Nun, sein Messer hatte er ja in der Tasche, und ein Stückchen Holz zu einem neuen Rade würde auch zu finden sein. Wieder nahm er strahlenden Auges auf dem Schemel des abwesenden Schwagers Platz, auch ließ ihn die Anna, die seine Freude gewahrte, jetzt unbehellig, trotzdem es noch mancherlei im Hause zu schaffen gab, wozu ihre Kraft und Zeit während des Tages nicht ausgereicht hatte. Die Kinder feierten nun wenigstens einen fröhlichen Sylvesterabend, und die Flasche Bier kam auch noch zu unerwarteten Ehren.

Sie selbst konnte nun draußen noch ein paar Stunden schaffen und alle Schäden und Löcher im Haushalte ausbessern. Zuweilen freilich trat sie in die Stube, um nach dem Fризel zu sehen.

Glücklicherweise schlief das Kind ruhig, selbst der Atem hatte aufgehört „zu sägen“, und auf dem Näschen standen sogar einige Schweißperlen, als Zeichen, daß das Fieber nachgelassen hatte.

Die Schwarzwälder Uhr zeigte auf neun, der Fritz mußte notwendigerweise nun bald zurückkehren — neun Uhr achtundvierzig Minuten paßierte der Zug die nächste Station. Anna brachte die Kinder zu Bette und trat dann beunruhigt an den Bahnkörper hinaus.

Es war gekommen, wie sie gefürchtet hatte — innerhalb weniger Abendstunden hatte sich draußen ein regelrechtes Schneegestöber entwickelt, das bereits Weg und Steg verweht hatte. Dazu schwamm alles in Nebel und Dunst, selbst die farbigen Lichter des nahen Bahnhofes waren nur schwer zu erkennen. Ihre Angst stieg von Minute zu Minute — wie sollte ihr Mann den Weg vom Dorfe zurück finden? Wenn er pünktlich aufbrach, hätte er schon hier sein können, müssen — wenn er eben nicht den Weg verfehlte. Um ihre Unruhe zu zügeln und dem hoffentlich sehr bald zurückkehrenden Gatten rechtzeitig zu Hilfe zu kommen, rief sie den „Gardisten“ aus dem Hause herbei und schloß am Wegübergang mit ihm zusammen durch Vorschieben der beiden gegenüberliegenden



Balken den Bahnkörper. Raro, sonst der unzertrennliche Begleiter des Bahnwärters, lief „auf der Strecke“ unruhig hin und her, als suche er seinen Herrn. Endlich gesellte er sich zu der Frau und wartete an ihrer Seite. Als sie aber ins Haus zurückkehren wollte, um nach dem schlafenden Kinde zu sehen, war das Tier plötzlich verschwunden. Selbst ihr Ruf verhallte scheinbar ungehört. . . . Endlich erblickte sie Raro im Schleier der Nacht in einiger Entfernung an der Weiche stehen. Das kluge Tier hatte seinem Herrn zu oft Gesellschaft geleistet, als daß es die exakte Aufeinanderfolge seiner Geschäfte nicht allmählich genauer kennen gelernt hätte. Aufmerksam, neugierig trat Anna näher und bemerkte mit Schrecken, daß der Schwengel der Kurbel noch nach der falschen Seite stand, just so, wie ihn der Gatte nach-



mittags für den abfahrenden Zug gerichtet hatte. Entsetzt ergriff sie rüstig den Schwengel, die Kurbel drehte sich nach rechts, und — die Gefahr für den ankommenden Zug war beseitigt! Er konnte einfahren in den kleinen Bahnhof des Städtchens, um nach ganz kurzem Aufenthalte weiter zu rollen.

Hocherregt kehrte die Frau jetzt ins Haus zurück. Horch, da klingen schon die abgestimmten Töne des Meldelegraphen durch die stille Winternacht, das einzige melodische Geräusch in dem ohrenzerreißenden Konzert des Bahnbetriebes. Ihre Angst um den abwesenden Mann steigt von Minute zu Minute; einen Augenblick scheint sie an Geist und Körper gelähmt und steht in der Stubenthür wie erstarrt. Da — fällt ihr Blick zufällig, nein, von Gott gewandt, auf den Bruder. Das härtige Kind sitzt als gewissenhafte Kindermuhme an Fritzels Bettchen und schaukelt die Wiege mit dem Fuße. In den beiden plumphen Händen aber hält es weit ausgebreitet die rote Fahne, mit welcher der Bahnwärter dem Zuge salutieren muß. Mit kindischer Neugier hat er sie dem Wachtstuchfutteral entnommen und bewundernd und hochentzückt auseinandergerollt. Auf dem Kopfe aber sitzt ihm die bunte Dienstmütze. Der Schwager ist ja glücklicherweise nicht zu Hause, und so kann er

sich ungesehen einmal damit schmücken. Die Anna ist gut und verrät ihn nicht. . . . Aber — doch — was fällt der Anna plötzlich ein? Mit einem einzigen Ruck hat sie ihm die Kopfbedeckung vom Kopfe gerissen, wie die schöne rote Fahne aus der Hand, und — hinaus damit ist sie —

2.

Pünktlich hatte der Bahnwärter den „Abler“ verlassen. Als er die verschneite Dorfstraße hinabtrabte, mußte er sich unwillkürlich eingestehen, daß „das da drinnen“ doch eigentlich für seinesgleichen nichts mehr sei. . . . Er war ordentlich froh, aus dem Tabaksqualm an die frische Luft zu kommen, besonders auch um die wohlfeile Ware der lockern Reden nicht mehr anhören zu müssen, die in dieser Gesellschaft zu Hause waren. So leicht ließ er sich nicht wieder unter die Flügel des „Abler“ locken, nein, gewiß nicht! Wenn er nur erst daheim wäre, die Nacht war dunkel und kein Stern zu erblicken. Die Anna trug sicher heute doppelte Sorge: um den abwesenden Gatten und um das kranke Frizchen, und stand gewiß bereits am Bahnkörper und schaute über die Barriere hinüber nach dem drei Kilometer entfernten Dorfe.

Der Schnee fiel dichter und dichter. Weich, kühl, kosend wie Kinderhand begannen die federartigen Gebilde den Mann mehr und mehr zu umschmeicheln, bis er ganz von ihnen bedeckt war. Immer wieder schüttelte er die Flocken ab und strich sich die Eiskristalle von dem Barte. Das Gehen war beschwerlich, er kam nur langsam von der Stelle, so eilig er auch vorwärts strebte. Horch, da schlug es halb zehn Uhr, er that doch besser, einen Seitenweg zu wählen, die Zeit drängte und er durfte hoffen, auf solche Weise einen halben Kilometer abzuschneiden. Es ging auch anfangs erwünscht, aber bald zeigte sich jede Spur des Weges verweht. Die Dornenhecken, die den Pfad eingezäunt und bezeichnet, waren durch den Sturm herausgerissen und entführt. Die Angst packt plötzlich den starken Mann — wenn er heute wirklich nicht „auf Posten“ stehen würde? Schon zweimal hatte er um kleine unbedeutende Vergehen ohne Wissen der Frau wenige Mark Strafgebuß erlegt. Größere Geldstrafen gab es nicht, sie hätten seinesgleichen unvermeidlich ruiniert. Dafür kostete es nun — den Dienst! Die sorgsame Bahnverwaltung hatte allenthalben „auf der Strecke“ hübsche, wohnliche Familienhäuser errichten lassen, um ihren Beamten menschenfreundlich und weise den Dienst zu erleichtern, anstatt der früheren kleinen, schilderhausähnlichen

Aufenthaltssorte. Er aber hatte das Haus den- noch verlassen, in einem Augenblicke, wo selbst . . . Plötzlich steht er wie angewurzelt. Ein Gedanke, entsetzlich wie kein anderer, trifft die Seele. Er glaubt sich dunkel zu erinnern, daß die Weiche für den ankommenden Zug noch nicht gestellt ist — heute nachmittag rief ihn das ängstliche Weinen des kranken Fritzchens urplötzlich von der Arbeit. . . . Und — tönt da nicht schon der Melbetelegraph? Der wohlbekannte Ton trifft den bestürzten Mann wie der Donner des Weltgerichts! Vorwärts! — Kaum zwanzig Minuten sind's noch bis zur Bahnbarriere, auch hat das Schneegestöber nachgelassen. Dort drüben, wo selbst das schwache Lichtchen schimmert, liegt ja schon das Haus, auf dessen Thürschwelle er selbst das glückverheißende Puffeisen genagelt hat. Das war an dem Sommertage, an welchem er seine Anna heimführte. O, es steht plötzlich wieder vor ihm, das traute Heim, in bunter, blumenumwachsener Sommerpracht, und die Reisenden beugen sich weit zu den

Wagenfenstern hinaus nach dem idyllischen Plätzchen. Und nun die Seinen vertrieben durch seine Schuld! Bald, bald wird ein anderer drüben einziefen. Aber — neckt ihn ein Kobold! Dort steht er ja wohl schon „auf Posten“ mit der Handlaterne und der roten Fahne. . . .

Mit mehr und mehr unnachtetem Geiste strebt er weiter, aber nur noch — um das frevelhafte Leben zu enden! Schon donnert der Zug heran, er sieht bereits die Augen der Lokomotive glühen, noch vier, fünf Schritte, und das Bahngleis ist erreicht, und der Zug wird über ihn hinweg rasen. Starren Auges blickt er noch einmal hinüber nach dem schwachen Lichtchen, bei welchem die Anna wacht. . . . Da — verläßt ihn die Kraft, er vermag die müden Füße nicht mehr aus dem Schnee zu erheben. Endlich

bricht er zusammen — kommt er schon, der Tod —?

Eine halbe Stunde später erwacht er in seinem Bette. Die Anna hat ihn draußen unweit des Bahngleises gefunden, als sie mit Karo noch einmal „die Strecke beging“, und mit dem „Gardisten“ ins Haus getragen. Als er die Augen aufschlägt, tritt sie heran und sagt:

„'s ist alles in Ordnung draußen — ich stand für dich heute nacht „auf Posten“. Und Fritzchen ist auch besser und schläft wie ein Murmeltierchen!“

„Du — auf Posten?“

„Ja, 's machte sich eben so. Du aber schlaf nur bis morgen früh, damit du wieder zu Kräften kommst. Wenn der Morgenzug kommt, will ich

dich wecken. Ich kann nicht schlafen: die Angst war zu groß! . . . Du aber mußt frisch sein zum Dienst!“

So schlief der Mann bis zum Morgen. Die Anna weckte ihn pünktlich, dann legte auch sie sich noch ein paar Stunden nieder, während der Wärter draußen den



Dienst versah. Aber auch als der Morgenzug von hinnen war, wagte er nicht sogleich ins Haus zurück zu kehren, es war ihm im Herzen zu Mute, als gehöre er nicht mehr hinein in das kleine Heim. . . . Eine Stunde lang noch machte er sich draußen zu thun, säuberte die Strecke von Schnee, prüfte die Kurbel der Weiche und schichtete im Holzstall das Holz neu auf, um auch der Anna etwas in der Wirtschaft zu Hilfe zu kommen. Endlich faßte er sich ein Herz und betrat die Schwelle — mit einem neuen, bisher ungekannten Gefühle. Es war ihm beinahe, als trete er in eine Kirche. Auch hörte er wirklich drinnen noch ein altes Weihnachtslied singen, welches dem Wilhelm und dem Lieschen noch von der Festzeit her auf den Lippen lag. . . . Und die Anna war schon wieder auf dem Plage. Das

Frisel auf dem Arme trat sie an ihn heran und bot ihm das Kind als Morgengruß. Er aber wagte nicht, wie sonst darnach zu fassen, und sagte: „Ich glaube — ich darf es nicht mehr anrühren, Frau!“

„Unfinn! Wenn dich der liebe Gott hätte als Sünder verderben lassen wollen, so hätte er's sicher diese Nacht gethan! Weil er aber alles so gefügt hat —“

„Einerlei!“

„Nein, Mann, er will haben, daß du wieder wirst, wie du warst, als wir einander zuerst lieb hatten! Gelt, Mann, du schlägst niemals wieder über die Stränge? Horch, da läuten schon die Neujahrs Glocken, und ich meine, ein neues Jahr, ein neues Leben!“

Auf, Freund, und wirke in der Zeit,
So lang du Kräfte hast zum Schaffen,
Liegt dir dein Ziel auch noch so weit,
Mit Mut läßt vieles sich erraffen,
Der Mensch kann vieles, wenn er will,
Das Schwerste wird zum leichten Spiel!

Ein guter Chemann.



„Nun, Herr Dürr, wo haben Sie denn heute Ihre liebe Frau?“

„Sie ist zu Hause geblieben!“

„Aber was sagen Sie denn nun, wenn Sie so spät nach Hause kommen?“

„Da sage ich weiter nichts, als Guten Abend! Das übrige sagt dann meine Frau.“

's Schmalzjokelis Heimkehr.

Ha ne Rundfahrt g'macht,
's isch e wahri Pracht!
Z' Friburg hani g'froet frei,
Wo die alte Stadt ou sei?
Laufigapperment,
Hani nimme kennt!

Witer abi zue,
Grad uf Karliereueh.
Nai was ka me do nit seh!
's sollti ein nu wunder neh,
Woher denn au 's Geld.
So will's halt jeh d'Welt!

Kurt no hin i d'Pfalz,
Fröhli Gott erhalt's!
Woher isch, 's isch e Baredies,
Dubat, Hobse, Win und Gmües;
Gis numme des seht:
Grüenes Tannegwälb.

Z'Heiblberg rechterhand
Gohi's is Schwobeland.
D do isch wa au nit z'ruck,
Bora meh in alle Stück,
Z'Suuggert überhaupt,
I hett's gar nit glaubt!

Und derno am See
Hani jovil g'seh,
Z'ruck blieb au de Seehas nit,
Wader halt' er glische Schritt.
Z'Kofianz hani's g'merkt,
's het mi Alls drin b'stert.

Scho am andre Tag
Simmer wie i sag,
Uf de Bahhof wieder ali;
Heimetzue, in Rumpenie,

Gangen isch es bald
Wieder uf de Wald.

Jeh jo bini do,
D wie bini froh!
Niene so guet g'fallt es eim,
Muesi sage, as beheim
I sim eigne Hus,
Sell isch ewig us!

Lueg sell Schwämmli a,
Wie's e Kreid het dra!
Drübe het's a b'Heimet denkt,
Drum de Flug wieder zue nis glenkt,
Her zueim alte Nescht,
's isch ihm 's Liebicht und 's Bescht.

Gmüetli so, i wett
Zind' me 's nit in Städt.
Nötig isch kain Argiwelt,
Und kai schwindlig Bauprojekt.
Wer is b'suecht vo duß,
Suecht en andre Gnuß:

G'jundi frisch! Luft,
Do im Tannebust,
Quellen us de Fesse rus,
Milch und Butter anueg im Hus,
Werfelscht und frisch,
Sag wo d's besser triffsch!

Wit was Prächtigs seh,
Stieg do nuf uf d'Göb.
D wie hebt si do nit d'Bruscht,
Berg und Thäler, 's isch e Lufcht,
Nus bis an de Rhii.
Was könnt schöner si!

Sehnscht di meh no Rueh,
Gang em Roricht ddrt zue,
Los', was d'Amsle sait und singt,
Wie es wiht rumscht und kringt,
Wie e Wiegeslieb
Zür en usgretzt Gmüet.

Heißi Täg sind 's grad,
's g'uscht di no me Bad;
Ddrt bur schattigi Erleblich
Welt de Bach so hell und frisch,
Kchi Rascht und Rueh,
Zurt de Wuete*) zue.

Schön isch's überall
Do in üsem Thal;
Wemme 's sieht im Summerkleid,
Bluem'gi Matte, grüeni Waid,
Berg im Sunneglanz,
Mit me Tannekranz.

Winterszit isch 's ruuch,
's isch en alte Bruch.
Dafür hen mer d'Dese jo,
Holz und Welle gmueg au do.
Lueg di um wo d'witt,
Kumlicher findich's nit.

Darum saai halt,
So wie uf em Wald
Zind is niene wit und breit.
Da's hüt zu de Marei g'sait:
Ueber's Heimrethus
Gohi nit, sell isch us!

*) Butach.

£. Reich.

Die Hochzeitsreise.

Humoreske von Emil Rindt.



Ludwig Biermaier, zwei- unddreißig Jahre alt, unverheiratet, nicht Soldat gewesen und unbestraft, besaß in dem Landstädtchen Wonneberg ein Blumengeschäft. Eines Tages empfing er aus der Hauptstadt einen Brief, welcher ihm die Einladung zu einer Hochzeit übermittelte, und zwar auf Grund folgender Thatfache. Ludwig hatte in der Residenz einen Bruder, welcher ebenfalls Biermaier hieß und demnächst in den Stand der heiligen Ehe zu treten beabsichtigte. Die Glückliche, d. h. die Braut, wohnte in Semmelburg, einer Stadt von mehreren tausend Einwohnern, woselbst die standesamtlich beglaubigte Uebergabe von Herz und Hand stattfinden sollte.

Biermaier war noch niemals in dieser Gegend gewesen und fragte deshalb seinen Freund, den Apotheker, der dort Bescheid wußte, nach dem ersten Hotel in Semmelburg. Der empfahl ihm schmunzelnd den „schwarzen Walfisch“, nahm eine Priße und lächelte. Ludwig packte seinen Galaanzug in einen kleinen Koffer und reiste am Tage vor der Hochzeit ab. Abends gegen acht Uhr in Semmelburg angekommen, bestieg er eine am Bahnhof haltende Kutsche und ließ sich nach dem „schwarzen Walfisch“ fahren. Zu seinem größten Erstaunen dauerte die Fahrt keine fünf Minuten, denn das gastfreundliche Seeungeheuer lag in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs. Biermaier fluchte im Stillen über die nutzlose Ausgabe und machte weiterhin die interessante Beobachtung, daß das Haus, vor dem er stand, eher einer Fuhrmannsherberge, als einem Hotel ähnlich sähe. In dieser Meinung wurde er bestätigt, als ihm ein gewisser Johann, welcher Kellner, Portier und Hausknecht in einer Person zu sein

schien, ein dürftig ausgestattetes Zimmer im ersten Stock, dem einzigen des ganzen Hauses, anwies. Ludwig Biermaier schüttelte seinen Kopf und begann einzusehen, daß der Apotheker, welcher leider häufig schlechte Witze machte, in betreff des „ersten Hotels“ einen besonders schlechten Witz gemacht habe. Indes, jetzt hieß es, sich in den „schwarzen Walfisch“ fügen, so gut es ging. Nachdem er sich flüchtig restauriert hatte, beschloß der Hochzeitsreisende, Semmelburgs Vorzüge bei Abendlicht zu betrachten und verließ den Boden seines Keinfalls.

Zehn Minuten waren seitdem verfloßen, da hörte der brave Johann oben in Herrn Biermaiers Zimmer ein Geräusch.

„Ei“, dachte der famose Bursche, „unser Gast ist doch eben erst fortgegangen, das ist ja merkwürdig. Da muß ich doch mal nachsehen!“

Neugierig schlich er die Treppe hinauf, benutzte das Schlüßelloch und gewährte einen ihm gänzlich Unbekannten, welcher hastig Herrn Biermaiers Koffer durchwühlte. Johann riß vor Verwunderung Mund und Nase auf, dann aber trat er in Thätigkeit.



gewesen und fragte deshalb seinen Freund, den Apotheker, der dort Bescheid wußte, nach dem ersten Hotel in Semmelburg. Der empfahl ihm schmunzelnd den „schwarzen Walfisch“, nahm eine Priße und lächelte. Ludwig packte seinen Galaanzug in einen kleinen Koffer und reiste am Tage vor der Hochzeit ab. Abends gegen acht Uhr in Semmelburg angekommen, bestieg er eine am Bahnhof haltende Kutsche und ließ sich nach dem „schwarzen Walfisch“ fahren. Zu seinem größten Erstaunen dauerte die Fahrt keine fünf Minuten, denn das gastfreundliche Seeungeheuer lag in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs. Biermaier fluchte im Stillen über die nutzlose Ausgabe und machte weiterhin die interessante Beobachtung, daß das Haus, vor dem er stand, eher einer Fuhrmannsherberge, als einem Hotel ähnlich sähe. In dieser Meinung wurde er bestätigt, als ihm ein gewisser Johann, welcher Kellner, Portier und Hausknecht in einer Person zu sein

Wie ein Löwe brüllte er nach unten: „Diebe, Diebe, zu Hilfe!“ stürzte blitzschnell ins Zimmer, warf sich auf den fremden Eindringling und drückte ihn mit seinen schwieligen Händen unsanft zur Erde nieder. Während dieser Operation war das gesamte Hotelpersonal, bestehend aus dem dicken Wirt und einer ditto Köchin, hereingestürmt.

„So lassen Sie mich doch los, Sie verrückter Mensch, was soll denn das heißen?“ stöhnte der Untenliegende.

„Sehn Sie mal, Herr Wirt“, rief Johann, „der hier hat unserm Gast seine Sachen durchsucht, das ist ein Gauner, auf die Sorte verstep' ich mich!“

„Und Sie sind ein Rhinoceros“, brüllte der andere wütend, „ich bin ja Ihr Gast, kennen Sie mich denn nicht?“

„Na“, erwiderte der liebenswürdige Johann, „lassen Sie mal Ihre faulen Fische bei Seite. Unser Gast hatte dicke blonde

Haare und Sie haben, scheint mir, blos so Stücke zwei bis drei.“

Unter dem beifälligen Gelächter der Hausgenossen rief der Kahlköpfige verzweifelt:

„Aber ums Himmelswillen, so sehen Sie doch auf den Tisch dort, da liegt ja meine — Perrücke!“

Mit einem einzigen Satz war Johann auf den Beinen, der unglückliche Blumenhändler aber erhob sich ebenfalls und setzte zum Beweise seiner Erkennung die falsche Behauptung auf. Es war wieder der Herr Biermaier. Während der gewigte

Hausknecht, gefolgt von der corpulenten Küchenfee, schleunigst das Weite suchte, trat der Wirt auf das verkannte Opfer zu und bat im Namen des Hotels um Verzeihung. Ludwig war im Grunde seiner Seele ein gutmütiger Kerl und hatte schließlich nichts dagegen. Er erzählte, wie er vorhin fortgegangen, aber gleich darauf umgekehrt sei, weil er sein Taschentuch vergessen habe. Auf der dunklen Treppe wäre er dann mit dem Kopf an einen Balken gerannt und hätte seine dadurch in Unordnung geratene Perrücke von neuem herrichten müssen. Als er dieselbe abgenommen

und aus dem Koffer den Kamm hätte holen wollen, sei er überfallen worden. Nach dieser Erklärung schüttelte der dicke Besitzer des „schwarzen Walfisch“ Herr Biermaier teilnehmend die Hand und entfernte sich unter wiederholten Entschuldigungen. Der Hochzeitsgast aber hatte jetzt keine Lust mehr, in Semmel-



Ein Knall, ein mouffirender Strom'

burg fernere Abenteuer zu suchen. Er war erschöpft und suchte nur noch sein Bett. Da er dasselbe umgehend fand, stieg er hinein und war bald sanft entschlafen.

Am Nachmittag des nächsten Tages sah Ludwig Biermaier an der Hochzeitstafel. Die Feier, welche dem geliebten Bruder die süße Fessel für Lebensdauer angelegt hatte, war vorüber, und man aß und trank nach Herzenslust. Der Blumenhändler jedoch nahm an der allgemeinen Festesfreude nur mit ziemlich gemischten Empfindungen teil. Denn einmal hatte sich seiner eine gewisse

Besorgnis bemächtigt, die ihn zwang, sein Haupt mit größter Vorsicht zu bewegen, und die sich noch später rechtfertigen sollte, dann aber sah neben ihm eine junge, hübsche Dame, in welche er seit zwei Stunden sterblich verliebt war. Das hätte nun weiter nichts geschadet, aber Fräulein Laura Blinchen, welche die höhere Semmelburger Töchterchule besucht hatte, stellte an ihren Nachbar so sonderbare Fragen, daß dieser von einer Verlegenheit in die andere geriet. Was er von Karl dem Großen halte, ob er auch für das Nibelungenlied schwärme, und ob in der That die Quadratur des Kreises unmöglich sei. Ludwig schwitzte und seufzte im Stillen, sagte bald ja, bald nein, bald zuckte er geheimnisvoll die Achseln. Da redete ihn die junge Dame von neuem an:

„Herr Biermaier, Sie sind ja so klug, viel klüger als andere Männer. Cicero konnte auch so wunderschön sprechen. Möchten Sie nicht auf die anwesenden Damen einen Toast ausbringen?“

Da wurde es Licht in Ludwigs Gemüt. Ja, das wollte er. Er wußte, er sprach gut, selbst unvorbereitet. Das

war eine prächtige Gelegenheit, seiner ebenso holden als gelehrten Nachbarin zu beweisen, daß er ebenfalls nicht ohne sei. Er erhob sich. Erwartungsvolles Schweigen rings umher. In diesem unglückseligen Augenblick aber wurde auf der andern Seite der Tafel eine Champagnerflasche geöffnet. Ein Knall, ein mousfrierender Strom, und der Rork hatte Herrn Biermaier so heimtückisch getroffen, daß die durch den Balkenstoß im „schwarzen Walfisch“ bereits in ihren Federn erschütterte und heute mit so hangen Vorahnungen gehütete Perrücke, welche seit gestern alle Festigkeit verloren zu haben schien, kunstgerecht, wie durch eine Kugel abgeschossen, weithin in den Saal flog. Herr Biermaier war haarlos. Er sank mit dem Ausdruck einer dumpfen Verzweiflung in den Bügen auf seinen Stuhl zu-

rück, während die Gäste in der Runde ihr Lachen hinter weißen Servietten und dem Weinglas verbargen. Da fühlte der Ärmste plötzlich einen leichten Schlag auf seiner Schulter. Er blickte auf, es war Laura. Sie hielt unbefangen den treulosen blonden Skalp in der Hand und sprach mit einer Stimme, welche dem Blumenhändler wie Musik dünkte:

„Wie konnten Sie durch dies garstige Ding hier Ihr Gesicht so entstellen?“ Jetzt gefallen Sie mir erst. Wahrhaftig, was Sie für eine prächtige hohe Stirn haben. Göthe hatte in seinem Alter auch —“

Ludwig sprang auf. Hundert Kilometer fieseln von seiner Brust. Er steckte die Perrücke in die Tasche und sagte mit unbewußter Liebertreibung:

„Von heute ab trage ich mein Haar so, wie es mir der liebe Gott hat wachsen lassen. Und das thue ich, weil es Ihnen, mein Fräulein, so gefällt!“

Den Rest des Tages gab es keine fröhlicheren Menschen, als Ludwig Biermaier und Laura Blinchen. Sie forschte nicht mehr nach gelehrten Dingen, sondern erkun-

digte sich nur, durch welchen Umstand man so frühzeitig das Haar verlieren könne. Diese Fragen wußte der selige Wonneberger zu beantworten, indem er die Folgen des Typhus entwickelte und somit das interessanteste Gespräch in Fluß brachte.

Am andern Vormittag reiste der Blumenhändler in die Heimat, aber er nahm etwas mit, was er vorher nicht besaß — Lauras Herz. Die beiden hatten sich ewige Treue geschworen. Als der Apotheker seinem kahlen Freunde gratulierte, fügte er hinzu: „Eigentlich bin ich der Begründer der Verlobung. Wären Sie nicht in dem „schwarzen Walfisch“ eingekehrt, so hätte die Perrücke festgefessen, dann wäre sie nicht abgefallen und dann wäre alles anders gekommen!“



„Aus diesem Grunde“, verjegte der Apotheker, indem er die bewußte Brise nahm.

„Sehr wahr“, bemerkte Ludwig. „Also ich danke Ihnen. Aber das eine sagen Sie mir noch, wie konnten Sie diesen schändlichen „schwarzen Walfisch“ als den ersten Gasthof Semmelburgs empfehlen?“

„Aus diesem Grunde“, versetzte der Apotheker, indem er die bewußte Prise nahm und unbewußt lächelte, „weil der „schwarze Walfisch“, wenn man vom Bahnhof kommt, doch thatsächlich der erste Gasthof ist!“

„Au, au!“ rief der glückliche Biermaier, „diesen Witz kann Ihnen auch nur ein Bräutigam verzeihen!“

Beuron im Donauthal.

Die schönste Partie des oberen Donauthales ist die Strecke von Sigmaringen aufwärts bis Beuron, welche man in etwa sechs Stunden zu Fuß zurücklegen kann. In Schlangenwindungen durchzieht die Donau das Thal mit den üppigen Wiesen und den schattigen Buchenwäldern; gar häufig sind es aber auch schroffe Felswände und malerisch emporragende, sonderbar geformte Steinriesen, welche den Lauf des Wassers einengen oder von den Bergabhängen herunterschauen. Jede Viertelstunde Weges zeigt ein anderes, den Wanderer fesseln-

des Bild.
Von den Bergesgipfeln und Felsrücken herunter grühen Schlösser und Ruinen von Burgen. Wernwag und Wildenstein sind wohl die interessantesten.

In dem kleinen Dörflein Beuron, das nur wenige Häuser zählt, liegt auch das Kloster, fast im Kreise umschlungen von der Donau, welcher

hier nur ein schmaler Durchgang zwischen zerklüfteten Felsen gestattet ist. Die Nordseite des Thales bildet eine steile, dicht am Flusse sich erhebende Felswand, während die Rückseite waldbewachsene Höhen bilden, aus deren Buchenlaub einzelne riesige Felsblöcke und Pfeiler zum Himmel ragen.

Die geschichtlich bekannte Vergangenheit des Ortes Beuron geht mehr als tausend Jahre weit zurück. Im Jahre 1077 wurde das Kloster gegründet und von Augustiner-Chorherren bewohnt, dasselbe wurde in späteren Jahrhunderten durch die Stürme der Zeiten oft sehr schwer mitgenommen; besonders viel hatte das Kloster während dem dreißigjährigen Kriege auszustehen. Im Jahr 1738 wurde der Neubau der jetzigen Klosterkirche vollendet, die Abtei wurde jedoch im Jahre 1802 aufgehoben. Nach sechzig Jahren erwarben aus Rom zurückkehrende deutsche Benediktiner das Kloster und stellten die verwahrlosten Räume wieder wohnlich her, wobei sie von der Fürstin Katharina von Hohenzollern kräftig unterstützt wurden. Am Pfingsten 1863 fand sodann die Wiedereröffnung des Klosters statt. Wieder aufgehoben wurde dasselbe im Jahre 1875; die Klosterherren zogen nach Oesterreich, wo sie zwölf Jahre verweilten, bis ihnen die Rückkehr nach



Benediktiner-Abtei Beuron.

Beuron wieder gestattet wurde. Am 21. August 1887 erfolgte sodann der Einzug in die alte Heimat.

Außer der Seelsorge befaßten sich ein Teil der Patres mit Malerei und haben durch ihre Kunstfertigkeit weithin eine Berühmtheit erlangt. In Konstanz restaurierten sie die Konradikapelle des dortigen Domes im Jahre 1875—76. In den letzten Jahren waren die Künstler mit der Ausschmückung der Marienkirche in Stuttgart beschäftigt. Die Besichtigung des Klosters ist Fremden gestattet, auch in das Maler-Atelier hat man Zutritt und die Herren zeigen ihre Kunstschätze



Erzabt Maurus Wolter.

in zuvorkommender Weise. Das Kloster besteht aus zwei großen Gebäuden und der Kirche. Zwischen ihnen liegt der Klostergarten, in dem auch der Turm mit seinem schönen Geläute sich befindet.

Besonders interessant in nächster Nähe von Beuron ist die Petershöhle. Dieselbe ist kuppelförmig, zwanzig Meter hoch, ebenso breit und dreißig Meter tief, in einem senkrecht aufsteigenden Felsen. Eine hohe Treppe führt zum Eingang. Im dreißigjährigen Kriege flüchteten sich die Bewohner des Klosters in die Höhle, wenn ihnen Gefahr drohte.

Begründer und erstes Haupt der Beuroner Benediktiner-Kongregation war Erzabt Dr. Maurus Wolter, geboren in Bonn am 4. Juni

1825, gestorben am 8. Juli 1890 in Beuron. Er absolvierte das Gymnasium zu Bonn und studierte von 1844 an der dortigen Universität fünf Jahre Theologie und Philosophie. 1849 trat er in das erzbischöfliche Seminar in Köln und empfing im folgenden Jahre die hl. Priesterweihe. Vier Jahre war er sodann Rektor der höheren Bürgerschule in Jülich und zwei Jahre Rektor der Domschule in Aachen. 1856 reiste er nach Italien und trat in Perugia als Novize in den Benediktiner-Orden. Am 15. November 1857 legte er Profess ab und wurde in das Kloster St. Paul zu Rom versetzt. Hier reiste der Plan, den Benediktiner-Orden in Deutschland wieder neu zu beleben, und er beschloß, mit seinen zwei Brüdern am Rhein eine Benediktiner-Niederlassung zu gründen. Nach verschiedenen mißglückten Versuchen kamen sie nach Beuron. Erzabt Maurus Wolter war von den Seinen und von allen, die ihn kannten, hochgeehrt und geliebt. Er war hochgebildet und von feinen Umgangsformen und besaß vielseitige Sprachkenntnisse. Auch als Prediger genoß er großen Ruf.

Zu Weihnachten.

O Tannenbaum, dein Kerzenschimmer
Strahlt tief in jedes Herz hinein;
Mit Wonne füllt dein Duft das Zimmer,
Und wär es noch so eng und klein.

Den Sieg des Lichts, die Macht der Liebe
Verkündigt uns dein schwanker Ast:
Es giebt in diesem Weltgetriebe
Für alle Müden süße Rast.

Es giebt ein Vaterhaus dort oben,
Wo uns kein Leiden mehr verfehrt.
Wo sich in Danken, Preisen, Loben
Das Seufzen dieser Welt verkehrt.

Nach oben weist uns deine Spindel,
Wo der als Herr und König thront,
Den hier umgab der Armut Bindel,
Der unter uns als Gast gewohnt.

Er kann uns alles Gute spenden,
Er schaut hernieder segnend nun
Auf das, was wir mit frommen Händen
An seinen armen Brüdern thun. —

Die rauhen Stürme weh'n gelinder,
Die Wolke glänzt mit goldnem Saum;
Kommt, laßt uns werden wie die Kinder
Im Lichtschein unter'm Tannenbaum!

Paul Lang.

Was der Doktor Hildebrand seinen Freunden erzählt.

Wenn ich mich wieder mal in frühere Zeiten versetze, sagte der Oberlehrer Friedmann im Kreise seiner Freunde im Nebenzimmer des „goldenen Löwen“, so kommt mir der Wunsch, so manche originelle Persönlichkeit jener Tage porträtieren und fixieren zu können. Es müßte, meinte er, ein recht interessantes Album geben, mit Gestalten zum Teil noch aus dem vorigen Jahrhundert, wie z. B. der alte „Landkummissari“, der in seinem rehbraunen Frack mit großen, blanken Stahlknöpfen und dem Dreimaster auf dem be-
 zopften und bepuderten Haupt, jeden Sonntag präzise fünf Minuten vor dem Zusammenläuten gravitatisch zur Kirche geschritten ist.

Auch ich, nahm der Spitalverwalter „Doktor“ Hildebrand, der aus der Amtstadt zu Besuch gekommen war, das Wort, könnte Ihnen, Herr Oberlehrer, Bilder dazu liefern, darunter das meinige in ganzer Figur: barfüßig, hemdärmelig, das Waldhorn unter dem Arm, mit dem ich jeden Tag zum Schneidermeister Jonas gewandelt bin, um Unterricht bei ihm zu nehmen. Mein Vater war Strählmacher, das aber wollte ich nicht werden, lieber Musikant. Jedes Jahr

um Fastnacht zog der Jonas mit drei andern Tonkünstlern unseres Orts nach Basel, um, von einem dortigen Wirt engagiert, Tanzmusik zu spielen. Wenn ich sie, mit Horn, Klarinette, Geige und Bass, an unserm Häuslein vorbei marschieren sah — wie schön dachte ich mir's dann, so ein wandernder Musikant und Spielmann zu sein!

Der Vater that uns Buben keinen Zwang an. Jeder, sagte er, kommt mit seinem eigenen Kopf, mit eigenen Händen und Füßen auf die Welt, also brauchts, rührt euch! Kam einer von uns heim und heulte, dieser und jener von meinen Kameraden hat mich g'schlagen! so fragte er: Hast ihm auch gegeben? — Nein! — Nu, so g'schieh dir's recht; hättest dich g'wehrt! — Und

so hatte er nichts dagegen, daß ich Musikant werden wollte. Nur sagte er: Lern' ein Handwerk daneben. Das Handwerk hat einen goldenen Boden, wenn auch heutzutage mehr und mehr einen dünnen. Mit dem Horn allein kommst du schwerlich durch. Der Jonas könnt mit den Herrschaftsspatzen fliegen, wenn er die Nadel nicht noch daneben hätt'!

Von meinen Brüdern war der eine Küfer, der andere Bierbrauer geworden. Nur ich, der jüngste, hatte es noch zu keinem eigentlichen Beruf ge-

bracht. So kam für mich die Konstriktion heran. Ich hatte Glück, spielte mich frei. Bei der nachfolgenden Assentierung war ein aus unserm Orte gebürtiger Feldwebel als Schreiber beschäftigt; er kam aus dem Amtsort herüber, um uns einen Besuch zu machen, und dabei nahm er auch Kenntnis von meiner Kunstfertigkeit auf dem Horn. Er gab mir den Rat, zum Militär zu gehen, für einen Einstand bei der Musik wolle er sorgen. — Also ging ich; nach sechswöchentlicher Probezeit bei der Musik des Grenadierregiments in Karlsruhe erhielt ich richtig einen Einstand als Hoboist, und nebenher gab's manchen Verdienst bei

Tanzmusiken, namentlich draus in Beiertheim im Badhaus, sowie mitunter ausschließweise beim Orchester im Hoftheater. Und der Jonas, als er's hörte, sagte: Das hat er mir und der Kunst zu verdanken. Als Strählmacher hätt' er's nie so weit gebracht!

Doch wir rudern und das Schicksal steuert. Im letzten Jahr bekam ich öfters Blutspeien. Unser Regimentsarzt machte es zwar nicht bedenklich, doch meinte er, ich werde gut thun, das strenge Blasen aufzugeben. Er werde mir ein Zeugnis ausstellen, und für den Rest meiner Dienstzeit könne ich dann bei ihm als Bursche eintreten. Ich ging natürlich darauf ein und wurde, von meinem Herrn zu gelegentlichen Dienst-



Wie schön, so ein wandernder Spielmann zu sein!

Leistungen im Militärspital beigezogen, mehr und mehr mit dem Krankenwärterdienst vertraut, und das brachte mich auf den Gedanken, mich zum Wundarzneidiener auszubilden. Doch nicht lange, und der mir so geneigte Regimentsarzt trat in den Ruhestand. Just um selbige Zeit hörte ich von einem Rekruten, der Chirurg und Barbier Zängerle in unserm Amtsort suche einen Lehrling, beziehungsweise Gehilfen. Ich wendete mich sogleich an ihn, und nach erhaltenem Abschied trat ich bei ihm ein.

Der Doktor Zängerle — Sie haben ihn ja auch noch gekannt, Herr Oberlehrer —, der gab auch so eine Figur in Ihr Album, mit seinem Fuchsschwanz hinten an der Pelzkappe, mit welcher er, wenn er im Winter auswärts gerufen wurde, stolz auf seinem Schlitzen gefesselt ist. Unter dem badischen General von Neuenstein hatte er als Feldscherer den spanischen Feldzug mitgemacht, sich aber nie in den Ehestand begeben. Als Einspänner, pflegte er zu sagen, kommt einer überall durch, mag der Weg auch noch so krumm und holprig sein. Und hat er Pech und wirft um, so haben doch wenigstens keine Angehörigen darunter zu leiden. Damit suchte er sich aber nur über den Verlust einer Jugendfreundin zu trösten, deren Hand ihm, wie man sagte, von den Eltern derselben verweigert worden sei. Er rühmte sich großer Menschenkenntnis; denn, sagte er, als Feldscherer komme er mit Hoch und Nieder in Berührung. Ein Barbier, belehrte er mich, müsse, wenn er zu seinen Kunden komme, stets den Sack voll Neuigkeiten haben: Haben Sie schon gehört? Man spricht davon! Wie da die Gesichter sich gleich spannten! Und wenn er einen einseife: Diesmal, Herr Rat, werden wir die Majorität bei der Wahl jedenfalls auf unserer Seite haben. Die Rede, die Sie bei der Vorbesprechung losgelassen, die hat gezündet!

Bald hatte ich's so weit gebracht, einen Teil unserer Kunden außer dem Haus bedienen zu können. Und so kam ich denn auch in das Haus eines vermöglichen Kaufmanns. Hier diente ein Mädchen, das eben erst vom Land hereingekommen war, frisch wie eine eben aufgeblühte wilde Rose. Nie habe ich schönere blaue Augen, nie

schöneres blondes Haar gesehen. Wenn ich in das Haus kam und in die Küche ging, mir warmes Wasser zum Geschäft geben zu lassen, und mir's das hübsche, freundliche Mägdlein aus dem dampfenden Kessel reichte, wurde es auch mir ganz warm und dämpfig ums Herz. Sonst trafen wir uns selten, nur hin und wieder auf dem Wochenmarkt, wohin sie vom Karo ihres Herrn begleitet ging, um Einkäufe zu machen. Und wie er, der anhängliche vierfüßige Freund, so trug auch ich ihr bereitwillig den Korb nach Haus. Bald wollte es mir vorkommen, als könnte ich ohne sie, die schöne Lene, nicht mehr sein. All mein Dichten und Trachten war nur auf sie gerichtet. Da führte mich die Hochzeit meines ältesten Bruders auf etliche Tage heim. Als ich zurück gekommen und die Lene wieder auf dem



Wir wurde es ganz warm ums Herz.

Wochenmarkt getroffen habe, sagte sie mir, sie habe den Dienst bei ihrer Herrschaft gekündigt. Eine Landsmännin von ihr, die in Freiburg in einem vornehmen Haus im Dienste stehe, habe ihr zugesprochen. „Du bist nicht g'scheidt“, hab' sie gesagt, „um so geringen Lohn da länger noch die Spül- und Küchenmagd zu machen! Ich weiß dir einen besseren Platz. In Freiburg wird für eine neu eingerichtete Wein- und Bierwirtschaft eine Kellnerin gesucht, und da hab' ich gleich an dich gedacht“ — hab' sie, die Emerenz, gesagt — und die Emerenz, gesagt — und sogleich auch mit den Leuten gesprochen. „Also resolvier dich — greif zu!“

Ich bin erschrocken, suchte ihr Vorstellungen zu machen. Mit der Zeit werde auch der Lohn in ihrer jetzigen Stellung ein besserer werden. Die Frau sei ja, so viel ich wisse, mit ihr zufrieden. — Ich hab' mit ihr gesprochen, entgegnete die Lene, hab' ihr gesagt, ich woll' bleiben, wenn sie mir nur zwei Gulden vierteljährlich am Lohn aufbessere. Aber damit bin ich schön antommen! Was? hat sie g'sagt, ein Mädel, das noch nix kann, alles erst lernen muß, schon den Lohn steigern wollen? — Ich könne gehen, nur müsse ich für eine passende Stellvertreterin sorgen. Und das hab' ich jetzt gethan. — 's ist wahr, die Emerenz hat recht. Wenn ich bedenke, was sie nur an Trinkgelbern und Geschenken bekommt, und wie nobel sie daher kommt! — Und

wenn ich geh', so kannst du mich ja so oft du willst in der Wirtschaft besuchen. — Ich konnte nichts dagegen thun, mußte es geschehen lassen.

Es war ein schöner Frühlingstag, als ich sie zur Post begleitete. Ihren Koffer hatte sie voraus hinbringen lassen, und einen Platz im Eilwagen — die Eisenbahn war zur Zeit kaum erst im Bau begriffen — hatte ich für sie genommen. Als sie eingestiegen war und ich ihr noch einmal die Hand gab: „V'hiit dich Gott, Lene! Gelt, du schreibst mir auch gleich!“ — da kam noch einer hinterher gestauft, der ebenfalls Abschied nehmen wollte — der Karo war's, der im Haus eingesperrt, sich frei gemacht hatte. Er war ihr ins Kupee nachgesprungen, wenn ich ihn nicht zurückgehalten hätte; und als der Postillon blies und der Wagen in der nächsten Straßenbiegung verschwunden war und ich sagte: Gelt, Karo, jetzt ist sie fort, deine Freundin und Pflegerin! da winselte und bestellte er mich so eigentümlich an, als wollte er mir Vorwürfe machen, sie fortgelassen zu haben. Solch ein Verständnis und Gefühl haben oft Tiere!

„Ja, mehr als manche Menschen!“ bemerkte der Oberlehrer.

Der Doktor, nachdem er dem Oberlehrer seinen Anstich vorgetrunken, fuhr in seiner Erzählung wieder fort. Schon nach vier Wochen steuerte auch ich Freiburg und der neueröffneten Wirtschaft zu. Das Lokal war überfüllt; kaum konnte ich noch ein Plätzlein finden an der Thür. Die Lene bemerkte mich, fand aber nicht gleich Zeit, mich zu begrüßen und zu bedienen. Endlich kam sie und brachte mir den verlangten Schoppen, wollte auch in ein Gespräch sich einlassen. Aber von allen Seiten klingelte und klopfte es, denn jeder wollte nur von ihr, dem „schönen Lenchen“, bedient sein. Und so kam sie nicht dazu, mit mir sich weiter abzugeben; nur zwischen hinein warf sie mir einen Blick zu, als wolle sie sich entschuldigen. Aergerlich leerte ich mein Glas — bezahlt hatte ich — und machte mich hinaus. Die Lene ging mir nach bis vor die Thür, wo sie mir einen Kronenthaler einhändigte. Gelt, Philipp, sagte sie, du bist so gut und bringst das der Mutter, wenn du sie siehst auf'm Wochenmarkt! Sag' ihr nur, nächstens woll' ich ihr mehr schicken! — Ich hatte mir vorgenommen gehabt, ihr scharf zuzureden, meine Besürchtungen auszusprechen, wie es später noch kommen werde, aber ihre Fürsorge für die arme Mutter daheim entwaffnete meinen Unmut wieder.

Als ich des andern Tags der alten, mir von früher bekannten Frau den Thaler auf dem Markt

übergab, sagte sie: Ja, die Lene ist gut, die beste von meinen Kindern. Unser Herrgott woll' ihr's vergelten. Es geht ihr gewiß noch mal recht gut!

Nach ungefähr sechs Wochen machte ich einen zweiten Besuch in der Stadt. Aber wie verwandelt fand ich die einst so bescheidene Lene! Ihre ländliche Tracht, die ihr so gut gestanden, hatte sie abgelegt. Aufgeputzt wie eine Theaterprinzessin saß sie in der Einschenke, umlagert von Studenten und andern jungen und alten Kurtschneidern, mit denen sie lachte und schäkerte und sich sad bewickeln und beloben ließ. Natürlich, daß sie mir keine Beachtung schenken konnte. Nicht einmal einen flüchtigen Gruß winkte sie mir zu, geschweige denn daß sie sich bewogen gefühlt hätte, mich — wie das erstemal — bis vor die Thüre zu begleiten. — Arme Lene! habe ich gedacht, als ich dann, ohne mich in der Stadt noch aufzuhalten, zum Martinsthor hinausgeschritten bin — deine Schönheit und Gefallsucht wird dir noch teuer zu stehen kommen!

Doch — aufgeben wollte und konnte ich sie noch nicht. Kaum nach Haus gekommen, setzte ich mich hin und schrieb und sprach ihr eindringlich zu, ihre Stelle aufzugeben. Für eine andere bei irgend einer braven bürgerlichen Familie wolle ich sorgen; und sollte da der Jahreslohn auch kein so großer sein, daß sie für die Mutter etwas zurücklegen könnte, so wolle ich ihr von Zeit zu Zeit eine Unterstützung zukommen lassen — ich habe ja, wie sie wisse, meinen ganzen Einstand noch stehen. Aber das leichtsinnige Ding ging nicht darauf ein; sie schlug meine Ermahnungen und Anerbieten in den Wind und spielte in ihrem Antwortschreiben die Beleidigte: ob ich ihr denn so wenig Charakter zutraue, sie für so flatterhaft und kindisch halte! Und ob ich denn glaube, es dürfe eins nur so ohne weiters aus dem Dienst weglassen. Sie habe sich beim Eintritt im voraus auf ein Jahr verbindlich machen müssen; und es sei im geringsten kein Grund vorhanden, ihr Wort nicht zu halten u. s. w.

Gut, denk ich, schau wie weit du's noch bringen wirst! Ich will dir keine Vorschriften machen, und das Briefporto kann ich künftig sparen, so wie das Fahrgeld nach Freiburg. — Und so hab' ich meinen Kopf gesetzt und ihr nie mehr geschrieben, und auch sie hat nie mehr was von sich verlauten lassen. — Später habe ich gehört, sie habe ein Verhältnis angesponnen mit einem jungen Baron, der in Freiburg die Universität besuche.

Ein Jahr war darüber hingestrichen, da habe ich von ihrer Landsmännin, der Emerenz, ver-

nommen: Die Lene, die in letzter Zeit so hochmütig geworden, daß sie ihre alten Freundinnen gar nicht mehr habe kennen wollen, sei mit einer Herrschaft fort nach Genf; von dort aber mit einem Herrn, der sich für einen grundreichen Amerikaner ausgegeben, auf und davon gegangen, Schwindeleien und Betrügereien wegen, die sich dieser habe zu schulden kommen lassen. Somit war der schöne Liebestraum verflogen, und nichts, nur der alte Karo mahnte mich manchmal noch daran. So oft ich am Haus des Kaufmanns vorbei kam, sprang er mir entgegen und begleitete mich ein Stück weit — dann zottelte er betrübt wieder zurück. Und so muß ich wiederholen, was ich vorhin bemerkt habe: Solch' Anhänglichkeit und Gefühl haben oft Tiere — und sehe bei wie Sie, Herr Oberlehrer — ja mehr als manche Menschen!

Unterdessen war der gute Doktor Zängerle auch abberufen worden, wie fast alle seine ehemaligen Kameraden, hinüber ins bessere Land. Ich hatte sein Geschäft übernommen und bald nachher die Verwaltungsstelle am städtischen Spital erhalten. Wäre mein ehemaliger Herr, der Regimentsarzt, noch am Leben gewesen, so hätte er mit Recht sagen können, wie einst der Schneidermeister Jonas: Das hat er mir zu verdanken; als Hoboist hätt' er's nie so weit gebracht! Nichts fehlte jetzt

zur Bervollständigung meines Glücks, als ein treues, fürsorgliches Weib. Da starb meine liebe Mutter — der Vater war ihr längst voran gegangen. Jedes Jahr hatte ich sie im Haus meiner an einen braven Mann im Heimatsorte verheirateten Schwester besucht. — Nach der Beerdigung begab ich mich zu unserm Nachbar, dem Gärtner Theobald, um bei ihm einen Rosenstock für das Grab zu bestellen. Ich traf nur seine Tochter, die eben im Garten beschäftigt war. Wie ich von meiner Schwester wußte, hatte sie der Mutter in ihrer Krankheit viel Liebes und Gutes erwiesen, wofür ich ihr jetzt meinen herzlichsten Dank abstattete. Die gute Emilie, ich

wußte es, hatte unverdientes Mißgeschick gehabt. Sie war verlobt mit einem vermöglichen Wirtsohn, der sich in ihr Vertrauen einzuschmeicheln gewußt, doch unter dem nichtswürdigen Vorwand, seine Eltern seien dazugegen, das gegebene Wort gebrochen und die Tochter eines reichen Hofbauern geheiratet hatte.

Und noch von einer andern guten Seel' wollte ich mich verabschieden, die ebenfalls der Mutter ein hilfreicher Engel gewesen — die Bärlé Cäcil, — die gab auch ein Bild in Ihr Album, Herr Oberlehrer, wendete der Doktor sich an diesen — aber kein so schönes, wie das der Lene in ihrer Jugendblüte. Ja, wenn es möglich gewesen,

die Schönheit ihres Innern, ihr Gottvertrauen, ihre Herzengüte und werthätige Nächstenliebe auf der Platte abzuspiegeln, da würde sie manche ihrer schönen, vielgepriesenen Witschwwestern in den Schatten gestellt haben! Sie hatte das Unglück gehabt, als Kind sich durch einen Fall von der Stiege ihres elterlichen Hauses einen Schaden zuzuziehen, der eine bleibende Mißbildung ihres Rückgrates zur Folge gehabt. Kein Wunder, daß sich später keiner fand, der sie auf „ewig sein eigen“ nennen wollte. Freilich, wenn sie einen Waltersack voll Thaler ihr eigen hätte nennen können, da würde es an Bewerbern nicht gefehlt haben, die über ihr körperliches Gebrechen hinwegsehend, ein Auge zugedrückt und das andere auf das Geld gerichtet hätten.

Doch sie schmachtete und verschmachtete nicht. Hatten ihr die Eltern auch nur ein kleines Vermögen, kaum etliche hundert Gulden, hinterlassen, es genügte der genügsamen Cäcil; sie wußte sich darnach einzurichten, hatte etwas gelernt, war eine geschickte Näherin und Stickerin. Wollte eine hoffährtige Bauertochter in einem nahen Schwarzwaldthal ein neues gold- und silbergesticktes Häublein oder ein ähnliches Puzstück haben, so war ihr der Weg zur Cäcil nicht zu weit; und war jemand im Ort um guten Rat oder Hilf verlegen, so wendete man sich an sie,



Ich traf seine Tochter, die im Garten beschäftigt war.

und nie
kräften.
Kinder
und Str
möglich
W
ner, un
habe W
neben
in imm
zu fide
und täc
d. h. un
weiß d
fen und
beobac
legte si
lich alle
Betrac
legte ich
Ich f
angetre
ber, hal
ständig
abhängig
Doch ge
indem sie
aufspant

und nie vergebens; sie that und gab nach besten Kräften. So nahm sie namentlich sich auch der Kinder lieblich an, denen sie Unterricht im Nähen und Stricken gab, den ärmeren umsonst, den vermöglichern gegen ein geringes Entgelt.

Als ich ihr jetzt sagte, ich komme vom Gärtner, mit dem ich der Grabbepflanzung wegen habe Rücksprache nehmen wollen, und dann so nebenbei bemerkte, wie ich mich gefreut, die Emilie in immer gleicher Thätigkeit und Seelenheiterkeit zu finden, und mich nur wundere, ein so braves und tüchtiges Mädchen immer noch für sich allein, d. h. unverheiratet zu sehen, da lächelte sie. Ei, weißt du nicht, sagte sie, daß just die bravsten und tüchtigsten Mädchen die am wenigsten beachteten und umworbenen sind? Und dann, setzte sie bei, auch du bist ja immer noch für dich allein!

Gebrannte Kinder fürchten das Feuer! versetzte ich.

Ich kenn deine schlimmen Erfahrungen mit der ungetreuen Lene, sagte sie. Aber gebrannte Kinder, habe ich oft schon beobachtet, geben sehr häufig die besten, verständigsten Ehemänner, die anhänglichsten und sorglichsten Hausfrauen. — Doch gesteh mir's nur, Better, fuhr sie fort, indem sie mich mit ihren großen, schwarzen Augen anschaute, als wolle sie mir aus der Seele lesen,

gesteh mir's nur, du bist nicht wegen der Grabpflanzung allein zum Gärtner gegangen; eine andere Angelegenheit, ein anderes Rosenstöcklein hat dich noch hingezogen.

Ich leugnete es nicht.

Hast du mit ihr darüber gesprochen? fragte sie. Nein, ich wollte nicht so ohne weiteres —

Ueberlaß es mir, fiel sie mir ins Wort, ich will mit ihr reden, im Fall du keine Zeit mehr dazu finden solltest — ich hatte ihr nämlich gesagt, ich wolle mit dem nächsten Zug wieder zurück. — In deinem Alter, gab sie mir zu verstehen, fängt man nicht erst lange Bekanntschaften an. Man greift ohne weiteres zu, wo sich etwas Gutes und Passendes findet.

Also habe ich ihr's überlassen. Und schon nach einem Vierteljahr hat sie uns das Ehrengelitt gegeben zur Kirche.

Bevor wir Neuvermählten vom Heimatsorte schieden, nahm Emilie noch einen Einschnitt vom Rosenstöcklein auf der Mutter Grab. In einen Topf verpflanzt, grünte und blühte das Stöcklein noch lange Jahre am Fenster unseres bescheidenen, aber glücklichen Heimwesens.

Auch auf ihrem, der guten Cäcil, Grab grünen und blühen schon Rosen. Aber stets spricht man noch und wird noch lange sprechen von ihr, der hilfreichen Freundin und „Lehrmeisterin“.

G. Reich.

Gar zartfühlend.

Fette: „Was, Karline, schon wieder von Professors weg?“

Karline: „Na, natürlich. Denk dir nur die Miserabilität. Der Herr schließt den Sekretär ab und die Madam die Kommode. Kennt mich die Herrschaft noch gar nicht und hält mich für eine Diebin.“

Auch ein Festredner.

Ein Militärverein hielt eine Abend-Unterhaltung ab, zu welcher sich auch viele Nichtmitglieder eingefunden hatten. Durch letzteren Umstand sah sich der Festredner veranlaßt, in seiner Rede zu folgenden bemerkenswerten Worten sich zu versteigen: „Liebe Mitglieder, wir wolle jetzt a mal Ruh schaffen; die Männer nehme ihre Weiber und die Bube ihre Maidle an d'Hand und des ander Zeug soll mache, daß es naus kommt.“



Die Burg Hohenzollern.

Zwischen Neckar und Donau bei der Stadt Hechingen steigt der Zollerberg kühn und stolz aus der Ebene auf, 800 Meter über dem Meer und 280 Meter über dem umliegenden Gelände. Die obere Platte des Berges ist über zweihundert Schritte lang und über hundert Schritte breit; auf ihr steht die prächtige Stammburg der Hohenzollern, wie ein stolzes Adlernes Nest gelegen.

Im 11. Jahrhundert erstmals erbaut, brach für dieselbe im 15.

Jahrhundert eine böse Zeit an. Es hausten auf der Burg zwei Brüder, Graf Friedrich der Ältere, der Dettinger genannt, und Graf Eitel Fritz der Jüngere. Graf Friedrich hatte seinen jüngeren Bruder von der Burg verjagt und nun thaten sich achtzehn schwäbische Reichsstädte zusammen, um den Dettinger gleichfalls zu verjagen. Am 14. Mai 1423 ergab sich die Burg und wurde nach gründlicher Plünderung zerstört.

Ob schon die Burg auf Befehl des Kaisers niemals mehr aufgebaut werden sollte, vermochte doch Graf Jos Niklas von Zollern, ein Sohn des Grafen Eitel Fritz, dreißig Jahre später dieselbe wieder aufzubauen. Der Bau wurde größer und stattlicher als der erste, aber im Laufe der Jahrhunderte verfiel auch dieser immer mehr,

zumal die Grafen und Fürsten ihre Residenz in das nahe Hechingen verlegten.

Als König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1819 als Kronprinz die Burg seiner Ahnen in ihrem trostlosen Zustande erblickte, beschloß er, dieselbe wieder neu aufzubauen. Diesen Vorfaß führte er als König mit den Fürsten von Hohenzollern aus. Im Jahre 1867 war die neue Burg in wahrhaft königlicher Pracht fertig gestellt nach den Plänen des Oberhofbau-

rat Stüler und General v. Britzow, Erbauer der Festung Ulm. Die Burg ist im gotischen Stile erbaut. Man sieht ein langes bastioniertes Sechseck mit hohen Mauern, innerhalb dessen sich die eigentliche Burg erhebt; südöstlich daran angebaut ist ein tiefer gelegenes Vorwerk mit dem Adlerthor als Eingang. Von den Zinnen grüßt der preussische Adler mit der Unterschrift: „Vom Fels zum Meer“. Innerhalb des Vorwerks gelangt man durch zwei Thore und einen Tunnel hindurch aufstei-



gend zu den Basteien. Die eigentliche Burg ist wieder von einer Ringmauer umgeben. In Gestalt eines Hufeisens liegen die Schloßbauten, von üppigem Ephen umrankt und überragt von fünf Thürmen, von denen drei auf der Westseite des Schlosses am meisten hervortreten; der schlanke Bischofsturm, der höchste, links davon der Kaiserturm, rechts der Marktgrafenturm. Auf der Süd-

seite erhebt sich der Michaelsturm. Von der inneren Einrichtung ist besonders der Grafensaal zu erwähnen, an diesen schließt sich die Kaiserhalle an. In der Bischofshalle befinden sich die Bilder der zahlreichen Hohenzollern, welche geistliche Würden inne hatten. Der Bibliotheksaal enthält Darstellungen aus der Sage und Geschichte der Burg. Während die evangelische Kapelle neu ist, stammt die katholische Kapelle noch aus dem 15. Jahrhundert. — Das Ganze ist ein Prachtbau, würdig des erhabenen Geschlechtes, dem er den Namen gegeben.

Von der Höhe der Burg genießt man einen interessanten Rundblick. Außer der ehemaligen Residenzstadt Hechingen erblickt man zahlreiche Ortschaften um den Berg herum in der fruchtbaren Gegend. Von Westen grüßen die dunkeln Höhen des Schwarzwaldes. Nördlich folgen wir dem Lauf des Neckars und erblicken die Universitätsstadt Tübingen, überragt von dem uralten Schlosse. Im Osten sehen wir die Berge der schwäbischen Alb mit ihren zahlreichen Burgruinen, als Staufen, Teck, Achalm, welche herübergrüßen zu dem Zoller und seiner königlichen Burg.



Gute Aussichten.

Wenn ihr Mädels euch nun nicht halb verheiratet, müßt ihr aus dem Hause und euer Brot dann selbst verdienen.

Aber, lieber Papa, wir wollen ja zu gern heiraten, hast Du denn Männer für uns?

Na, wenn der, den ich in Aussicht habe, anbeißt und es finden sich noch drei andere dazu, so habt ihr alle Männer!

Ein Mißverständnis.

Ein Bauer von B. kommt abends spät heim. Im Hausgang stößt er auf einen menschlichen Körper, was ihm sehr verdächtig vorkommt. Er ruft: „Wer ist da?“ Keine Antwort. Er ruft noch einmal. Endlich regt sich etwas. Der Bauer greift zu und ergreift den Hals eines Menschen, welchen er erbärmlich würgt. Nach vielen Mühen gelingt es dem Gewürgten sich verständlich zu machen und er schreit: „Lont mi gau, i bin jo euer Knecht, i bi do glege und hab gwartet, bis das Kalb kumt, jetzt isch es aber do.“ Der Bauer bezog das Kalb auf sich, statt auf die Kuh, und die Würgerei begann von neuem.

Gespräch zwischen einem sächsischen Bauern und Friedrich dem Großen, als dieser die Schanzen um Dresden besuchte.

König: „Habt Ihr auch Einquartierung?“

Bauer: „Ja, erst Destrreicher und dann Preußen.“

König: „Welches sind denn die besten?“

Bauer: „Je nun, alle sind Soldaten.“

König: „Aber welche wünscht Ihr denn am meisten?“

Bauer: „Ja, wenn wir was wünschen sollen — dann wünschten wir, die Destrreicher lägen alle in der Elbe und ersöffen und die Preußen ständen am Ufer und lachten sich tot, dann wären wir beide los.“

Geschäfts-Empfehlung.

Eine Ulmer Konditorei empfiehlt zum Münsterfest ihre Waren in folgender poetischer Form:

Ulmer Späza, Ulmer Spähla,
Spargala und Dgabrepla,
Ulmer Pfeisle, Ulmer Gänsele,
Ulmer Lorte, Kränz' und
Kränzla,
Ulmer Schachila, Donau-
Weibla,

Fischerna in Ulmerhütbla,
Ulmer Münster, Ulmer Schnei-
der,

Schneckenudla und so weiter,
Ganz von Zucker und kandirt,
Süßigkeit wird garantirt.

Er hat's in d' Stiefel g'schütt'.



1. Der Maler streicht den Laden fein,
Sein Bursche rührt die Farbe ein. —
Da kommt der Meister Pfriem daher,
Zum Kunden trägt die Stiefel er.



3. Beim Kaufmann Rosenstern kommt dann
Der Meister schnellen Schrittes an,
Reicht grüßend ihm die Stiefeln hin,
Die Farbe ist noch immer drin.



2. Um die Plakate anzusehn,
Bleibt Meister Pfriem ein Weilschen stehn,
Indem der Bursch voll Hinterlist,
Ihm Farbe in die Stiefel gießt.



4. Herr Rosenstern probiert geschwind,
Ob sie auch weit genug ihm sind,
Er zieht — da spritzt die Farbe 'raus! —
Wie schwarz sah nun der Kaufherr aus!

An
res
schlichte
jener
haar
Schleie
schen
führte
einjam
schritte
Ersthe
Leben
wachte
Kusdr
ein Kl
wie ein
Lan
der lei
Geist.
die W
Kusdr
Jugen
ren G
Land
fränke
ganzen
Napole
abgeleh
pat or
hin, ei
Kaiser
zum B
auch di
tragen.
Reiches
Gatin
lieblich
helm
um den
gehen.
sich di
nach W
jederze
überich
Teil
schreite
Bliz,
empore
über ih
wischt

Der Ring der guten Fee.

Von Hermann Hirschfeld.

An einem trüben Augustnachmittag des Jahres 1807 wandelte eine Dame in lichtgrauem, schlichtem Wollkleid, das Haupt mit dem, der Sitte jener Zeit gemäß, ziemlich hoch aufgestämmten Haar von einem Strohhut mit wallendem blauen Schleier bedeckt, in der Umgegend der ostpreussischen Stadt Memel. Durch Gehölz und Feld führte ihr Weg sie dem Meeresstrande zu. Die einsame Wanderin mochte die dreißig kaum überschritten haben und gehörte zu jenen bedeutenden Erscheinungen, die, wer sie einmal gesehen, im Leben nicht wieder vergißt. Voll und schlank gewachsen, trugen ihre Züge einen unbeschreiblichen Ausdruck der Würde und Güte zugleich, leuchtete ein Augenpaar so licht aus dem edlen Antlitz, wie ein Spiegel der reinsten Seele.

Langsam verfolgte sie ihren Weg wie jemand, der leidend ist am Körper oder tief gebeugt im Geist. Vielleicht war beides hier der Fall, denn die Wangen der Dame waren bleich und der Ausdruck des Herzenskummers sprach sich in ihren Zügen aus. Möglicherweise mochte sie des schweren Geschickes gedenken, welches die preussischen Lande durch den Uebermut des unwiderstehlichen fränkischen Eroberers getroffen, der sich fast der ganzen preussischen Monarchie bemächtigt hatte. Napoleon zürnte, weil Friedrich Wilhelm III. abgelehnt hatte, sich den Verbündeten des Usurpators zu nennen, und selbst auf die Gefahr hin, ein Opfer seiner Treue zu werden, dem Kaiser von Rußland, Alexander I., die Hand zum Bunde reichte. Dafür hatte der König denn auch die schweren Folgen seines Entschlusses zu tragen. Bis zu der äußersten Grenze seines Reiches mußte der königliche Herr mit seiner Gattin, Preußens angebeteter Luise, mit seinen lieblichen Knaben Friedrich Wilhelm und Wilhelm, unserm nachmaligen großen Kaiser, fliehen, um den immer näher kommenden Feinden zu entgehen. In Königsberg nicht mehr sicher, hatte sich die Königin ganz in der Stille vorläufig nach Memel geflüchtet, um, wenn es sein mußte, jederzeit die nahe befindliche russische Grenze überschreiten zu können.

Trübe Gedanken suchten die langsam Dahinschreitende heim, das bewies der bange, flehende Blick, den sie eben zum bewölkten Himmelsdom emporrichtete, während ein tiefer Seufzer sich über ihre Rippen stahl. Nun aber hielt sie überrascht den Schritt an. Der schmale Pfad hatte

sie an einem ausgebreiteten Kornfeld vorübergeführt, aus dessen wogenden Aehren plötzlich die Gestalt eines kleinen, etwa zehnjährigen Mädchens emportauchte. Das schlicht aber sauber gekleidete Kind, mit sinnigem, lieblichem Gesichtchen, hatte Kornblumen gesammelt und schon von weitem die Nahende bemerkt. Wie von dem Anblick ihrer Erscheinung gefesselt, hatte die Kleine keinen Blick von ihr verwandt und kaum zu atmen gewagt; jetzt aber, da sie nur ein paar Schritte entfernt war, trieb es sie mit übermächtigem Drang. Den Weg der Dame kreuzend, trat das Mädchen aus dem leicht bewegten Kornmeer und hob wortlos, nur mit stummer Bitte in den blauen Augen, den Kornblumenstrauß zu der Betroffenen empor.

Die so unverhoffte Gabe schien eine seltsame Wirkung auf die Besenkte auszuüben. Ein Ausruf hoher Freude klang aus ihrer Brust; dann aber hob sich ihr Blick abermals zu den Stätten des ewigen Lichtes empor, jetzt wie in selbiger Verklärung und voll stummen Dankes. Den Strauß aber befestigte sie an ihrer Brust und beugte sich zu der Spenderin nieder. „Kennst du mich, liebe Kleine?“ fragte sie mit mildem, zu Herzen bringendem Ton.

Das Kind schüttelte den Kopf, und diese Wahrnehmung schien die Freude der Dame noch zu erhöhen. „Gottes Wink!“ sagte sie leise vor sich hin, „ein leiser Trost in dunkler Nacht.“

Aufs neue wandte sie sich zu dem Mädchen: „Wie heißt du, mein Kind?“

„Anna“, lautete die Antwort.

„Wohl, Anna“, fuhr die Dame fort, „du hast mir eine große Freude bereitet, nimm dies Goldstück und sage deinen Eltern, es in deinem Nutzen zu verwerten.“

Die Dame hatte einem samteneu Täschchen einen blitzenden Dukaten entnommen und wollte die Münze in des Kindes Hand legen; aber fast erschrocken wehrte dieses das Geschenk zurück.

„Kein Geld!“ sagte sie bittend, wobei sich die klaren Augen mit Thränen der Beschämung füllten, — „kein Geld, ich that es so gern.“

Ein holdes Lächeln überglänzte das Antlitz der Wanderin. Sie zog von ihrem kleinen Finger der linken Hand ein schlichtes goldenes Ringlein mit einem kleinen Saphir verziert und steckte es an den Goldfinger der Kleinen.

„So nimm diesen Reif zum Andenken, mein liebes Kind“, sagte sie innig, „möge Gott dir lohnen, was du mir durch deine Gabe an Freude und Frieden beschert!“

Wie segnend berührte die feine weiße Hand der Dame das blonde Mädchenhaupt, dann nickte

sie der jungen Spenderin noch einmal freundlich zu und setzte ihren Weg zum Meeresufer fort. Das Kind stand und stand und schaute mit leuchtenden Blicken der hohen Gestalt nach, bis sie an einer Biegung des Pfades verschwunden war, — dann kehrte es langsam und sinnend in das nahe Heimatdorf zurück.

* * *

Das Jahr 1810 brachte, freilich unter gewaltigen Opfern, den Frieden zwischen Preussens Herrscher und dem französischen Kaiser, dem halb Europa unterworfen war. Als schönste Friedensgabe aber bescherte es den treuen Unterthanen des hartgeprüften Hohenzollernhauses die Rückkehr des geliebten Königspaares in ihre von der französischen Besatzung geräumte Residenzstadt Berlin. Unter endlosem Jubel war König Friedrich Wilhelm III. mit seiner erlauchten Gemahlin in den Mittelpunkt ihres Reiches eingezogen und ein deutsches Familienheim edelster Art entfaltet sich in den Räumen des mächtigen Schlosses, in denen noch kurz zuvor der fränkische Eroberer sein Quartier aufgeschlagen.

Einige Monate nach der Ankunft des hohen Paares waren verstrichen, als eines Morgens die in ihrem Bibliothekszimmer weilende Königin Luise die Klingel bewegte, die sofort den diensthüthenden Lakai herbeirief.

„Schon seit längerer Zeit,“ nahm die Herrscherin das Wort, „bemerke ich, so oft ich an das Fenster trete, eine Frau in ostpreussischer Tracht demselben gegenüberstehen und den Blick unverwandt auf meine Zimmer richten. Vielleicht hat sie irgend ein Anliegen. Ist es an mich gerichtet, soll man die Frau hierherführen.“

Der Lakai verneigte sich und verschwand augenblicklich, den Befehl seiner königlichen Herrin zu vollziehen. Wenige Minuten später erschien er aufs neue an der Schwelle.

„Es ist eine Frau aus Memel, Ew. Majestät,“ berichtete er, „die dringend um Gehör fleht. Sie ist im Vorzimmer.“

„Sie soll eintreten,“ befahl die Königin und der Lakai winkte der draußen Harrenden, während er sich selber entfernte.

Die Eintretende mochte einige dreißig Jahre zählen; es war sichtlich eine Frau schlichten Standes, aber von freundlichem, gutmütigem Antlitz, das ihr das Herz der Königin gewann. In unverkennbarer Angst und Befangenheit, gesenkten Blickes war sie über die Schwelle getreten; aber als sie den Blick zum edlen Angesicht Luises erhob, als die milde Stimme der hohen Frau sie freundlich herankommen hieß, strahlte solcher Glanz, so viel Zuversicht aus ihren Augen, daß Luise sich bewegt und gerührt fühlte.

„Seht, liebe Frau Königin,“ nahm der in diesen Zimmern ungewohnte Besuch das Wort, „ich hab den weiten Weg von Memel bis hierher gemacht, weil Ihr so gut seid und ich meinte, Ihr müßtet uns helfen in unserer großen Sorge. Aber als ich Euer großes Haus sah mit den vielen Leuten in Silber und Gold, die aus- und eingingen, da sank mir das Herz und ich meinte, ich könne nimmer vor Euer Angesicht. Da fiel mir's ein, daß sie unsere Frau Königin Luise die Mutter des



Königin Luise.

Volkes nennen; ei, dachte ich, eine Mutter schaut doch wohl dann und wann einmal hinaus über ihre Kinder, — und richtig, da stand die Frau Königin schon, und ich wußte, einmal wird sie dich schon gewahren und fragen was dein Begehre sei. So ist's auch gekommen, und nun, Frau Königin bin ich hier.“

Luise hatte sich in ihren Sessel niedergelassen. „Euer Vertrauen soll Euch nicht getäuscht haben, gute Frau,“ sagte sie herzlich. „Ich habe in trüber Zeit so viel Liebe in Ostpreußen gefunden, daß ich mich freue, wenn ich vergelten kann. Also, was habt Ihr mir zu sagen?“

„Ich bin Elisabeth Werner,“ nahm die Frau das Wort, „und mein braver Mann, der Kaspar Werner, ist Landmann und Schreiner in einem Dorfe nahe bei Memel. Wir haben zwei herzige

Kinder, einen Buben und ein Mädchen. All unser Lebtag mußten wir uns plagen, aber wir kamen doch vorwärts und jedermann ist uns gut gesinnt in der Heimat. Mein Kaspar ist ein bisschen Hitzkopf, aber sonst ein treues, ehrliches Blut und ein fleißiger Arbeiter. Da suchten uns Mißwachs und Krankheiten heim; wir setzten zu und zu und gaben alles hin, um nicht zu borgen, allein die Not ward immer größer. Nun trat erst das Unglück an uns heran“, fuhr die Erzählerin fort; „Jakob Margolf, ein reicher Viehhändler, von dem allbekannt ist, daß er Wucher treibt und die armen Leute schindet, hatte ein Auge auf unser Häuschen geworfen, das wir einst unsern lieben Kindern zu vererben gehofft. Er zwang meinen Kaspar förmlich, einen Vorstoß darauf von ihm anzunehmen. Als nach kurzer Zeit die Schuld fällig war und wir das Geld nicht aufzutreiben vermochten, drängte er meinem Manne noch mehr auf, aus Mitleid mit den lieben Kindern, wie er sagte; aber endlich, als er meinte, daß es an der Zeit war, da mahnte und presste er und wollte nichts von Abschlag hören. Ja, eines Tages kam er mit dem Gerichtsdienner in unser Häuschen und nahm uns für Schuld und Zins und Aberzins unser Hab und Gut bis auf das Allernotwendigste, und in drei Wochen fällt ihm unser Häuschen dazu in die Hände.“

Die Frau machte eine Pause; doch ehe sie weiter zu reden vermochte, nahm die Königin das Wort.

„Was Ihr mir da erzählt, liebe Frau“, sagte sie in ihrer milden Weise, aber doch nicht ohne Ernst, „ist freilich traurig, und gern bin ich bereit, wenn Eure Angaben auf Wahrheit beruhen, Euch eine kleine Unterstützung zu gewähren so viel ich vermag, denn viele Augen blicken hoffnungsvoll auf uns, viele von gleichem Schicksal getroffen. Wer hat nicht Not und Sorge auf seinem Lebensweg kennen gelernt? Ich selber nicht zum wenigsten. — Aber sagt, war es nötig, wo ein Schreiben an Se. Majestät den König oder an mich genügt hätte, Mann und Kinder zu verlassen, um den weiten Weg von Eurer Heimat nach Berlin zu machen?“

Das Antlitz der Frau überzog hohe Röthe. „Meinet Ihr, Frau Königin“, sagte sie mit beinahe vorwurfsvollem Ton, „ich sei um Almosen gekommen? Weiß ich doch, wie viel des Guten Ihr und der Herr König an armen Leuten thut, und der böse Franzmann hat Euch selber viel genommen. — Mein Kaspar ist jung und wieder rüstig, ich bin es auch; so lange wir schaffen

können, essen wir lieber Brot und Salz, ehe wir Betteln gehen.“

Die Königin schien überrascht. „Das ist brav gedacht“, erwiderte sie huldvoll, „und darum bin ich doppelt aufmerksam auf das, was Ihr mir sagen werdet.“

„Ich erzählte Euch schon, liebe Frau Königin“, fuhr Frau Werner fort, „daß mein Kaspar ein bisschen hitzig ist, obwohl er noch nie Händel gehabt und ungern ins Wirtshaus geht. Nun, als der Margolf mit dem Ortsdiener ins Haus kam und pfändete, da ließen wir's geschehen, es war ja im Namen des Gesetzes; wir gaben selbst unsere Eheringe her, da man sie forderte. Da sah unser Gläubiger am Finger unseres Töchterchens ein kleines schlichtes Reiflein, an Wert gering, aber dem Kinde wie ein Heiligtum lieb; er drang auf die Kleine ein und wollte mit Gewalt ihr das Reiflein abstreifen. Das Kind weinte und flehte, ihm nicht den Ring der guten Fee zu nehmen, auch wir baten von Herzen, aber der harte Mann lachte höhnisch und rief: hat eine gute Fee den Ring geschenkt, so mag sie ihn auch lösen, bis dahin bleibt er mein. Und nochmals riß er das Kind am Arm zu sich heran. Aber er mußte ablassen; denn in einem Weinkrampf fiel unser liebes Mädchen zu Boden. Da konnte Kaspar sich nicht länger halten; er faßte den unbarmherzigen Mann und schleuderte ihn weit aus der Thüre unseres Hauses. Margolf trug keinen Schaden davon, und das ganze Dorf gönnte ihm, was geschehen. Sein Schwager aber, der Schulze, gegen den keiner zu zeugen wagte, setzte eine lange Klage auf, und die Herren in Memel ließen sich blind machen und verurteilten meinen armen Mann zu acht Tagen Gefängnis. Das eben, Frau Königin“, endete die Erzählerin, „macht uns so unglücklich; die Schande kann er nicht überleben und ich auch nicht.“

Die Ostpreussin mußte innehalten, — Schluchzen drohte ihre Stimme zu ersticken. „Nun seht, Frau Königin“, brachte sie kaum verständlich hervor, „deshalb bin ich ja zu unserer Mutter Luise gekommen, damit sie für uns bitte und uns helfe. Trotz des Widerspruchs des Schulzen haben die Herren zu Memel meinem Kaspar Aufschub seiner Strafe bis zum Herbst vergönnt; und da habt Ihr ja Zeit, an uns zu denken, Frau Königin, nicht wahr? Armut wollen wir unseren Kindern vererben, aber keine Schande!“

Die Monarchin hatte sich erhoben. „Liebe Frau“, sagte sie mit dem Ausdruck wahrer Theilnahme, „glaubt mir, ich fühle mit Euch. Ich

kann für Euch und Eure Kinder sorgen; aber ob ich Euren Mann von den Folgen seiner wohl entschuldbaren, aber doch allzu raschen Handlung schützen kann, wage ich nicht zu entscheiden. Ich will den König bitten, noch einmal eine Untersuchung bei einem höheren Gericht zu veranlassen, denn die Noth Eures Gläubigers wiegt schwer in der Wage des Rechts, mit dem er sich jenes Ringes wohl durch den befugten Boten des Gerichts versichern lassen, aber sich nicht selbst an einem Kinde vergreifen durfte. Noch heute will ich bei Sr. Majestät Eure Sache führen und kann Euch hoffentlich Trost in die Heimat mitgeben."

In überwältigender Freude neigte sich die hoch Beglückte zu den Händen der Königin, um sie zu küssen: aber Luise wehrte ihren Ausbruch des Dankes freundlich ab. — "Nun sagt mir aber noch," fragte sie, "was hat es denn mit der sonderbaren Bezeichnung des Ringes Eurer Kleinen für eine Bewandnis? Wer ist denn die gute Fee, der das Kind das bedrohte Kleinod verdankt?"

"Ja, das ist eine seltsame Geschichte, liebe Frau Königin," entgegnete Frau Werner. "Seht, unser Mädchen war von jeher ein stilles, sinniges Kind, das gern die Augen zum Himmel emporhob, als müßte sie dort die Englein sehen. Am Herde, auf dem Schemel vor der Großmutter zu sitzen und sich Märchen und Sagen erzählen zu lassen, war ihre größte Lust, vor allem aber, wenn eine gute Fee darin vorkam, unter der sich das Mädchen wohl ein ganz besonderes Wesen vorstellen mochte. Nun kam sie eines Tages, es mögen drei Jahre her sein, ganz außer sich in unser Häuschen und sah so glücklich und verklärt aus, als sei ihr der liebe Herrgott selber begegnet. Auf alle Fragen schwieg sie still, aber spät abends in der Kammer, da vertraute sie mir heimlich; sie sei im Felde gewesen, Kornblumen zu pflücken, und da habe sie eine gute Fee langsam den Weg entlang wandeln gesehen. Das holde Angesicht der Ueberirdischen habe ihr so traurig gedünkt, daß ihr die Thränen in die Augen gekommen, und in ihrer Herzenseinfalt habe sie gedacht, daß es der guten Fee vielleicht Glück und Freude bringen könne, wenn sie ihr ungeheiß die Blumen biete. So sei sie denn aus dem Korn hervorgetreten und habe den Strauß emporgehoben und da habe sich das liebe Angesicht verklärt wie eitel Sonnenschein und die feine weiße Hand habe sich segnend auf des Kindes Haupt gelegt. Zum Andenken gab die Unbekannte meiner Anna jenen Ring, und ob wir ihr gleich den Glauben ausreden wollten

und meinten, es sei eine vornehme Dame gewesen, die dem Mädchen eine Freundlichkeit so reich vergolten, — sie ließ es sich nicht nehmen, für sie blieb es der Ring der guten Fee. Und als ich schied, um unsere Noth vor unsere Frau Königin zu bringen, da steckte mein Ansuchen mir beim Scheiden das Ringlein an den kleinen Finger und sagte mir ins Ohr: nimm ihn mit, die gute Fee wird schon helfen! — Und seht, Frau Königin," schloß die Erzählerin, auf ihre linke Hand weisend, "seht, da ist das Ringlein der guten Fee, — und mein Kind hat Recht gehabt, es hat geholfen!"

Nur einen flüchtigen Blick hatte die Königin auf den schlichten Ring geworfen; plötzlich leuchtete die Erinnerung in ihrer Seele auf. "Nein," rief sie mit bewegter Stimme, "nein, liebe Frau, nicht die gute Fee, wohl aber der Glaube an die Güte und Allmacht des Vaters droben, der einst in trüber Stunde Euer Kind auf meinen Pfad sandte, mir zum Trost, wie er Euch heute zu dieser Stätte führte. In Kummer über das Schicksal unseres Vaterlandes, zur Ferne getrieben durch Kaiser Napoleons Macht, das Herz zerrissen vor Sorgen um die Meinen, schritt ich damals einsam zum Strande der See hinab. Mir war es, als könne ich nie wieder Glück und Freude erleben, als müßte ich an Himmel und Menschen verzweifeln. Da bat ich den lieben Gott, wenn er mich nicht ganz verlassen und sein Vaterauge von mir gewendet, um ein sichtliches Zeichen zu Trost und Hoffen. Und siehe," fuhr die Herrscherin fort, "in demselben Augenblick trat Euer Kind mir entgegen, mit seinen treuen Augen zu mir aufsehend und mir den Strauß meiner Lieblingsblumen in der Farbe des Himmels bietend. Ihr aber hattet Recht, gute Frau; keine überirdische Erscheinung war es, die von der eigenen Hand das Ringlein an den Finger Eures Kindes steckte, keine Fee, — aber Eure zu jener Zeit so unglückliche Königin Luise, — ich selber. Und was das Kind mir damals an Trost erwiesen, wie ein Bote Gottes, den Eltern will ich's heute vergüten."

Sie streckte der Mutter Annas ihre Hand entgegen, aber was sie vernommen, was ihr geschah, war der schlichten Frau zu viel; schluchzend sank sie zu den Füßen der Monarchin nieder und küßte das Kleid der Landesmutter Luise, — der guten Fee.

* * *

Durch eigenhändige Anweisung des Königs ward der Prozeß des Kaspar Werner vor einem

höheren Gerichtshof erneut. Er endete mit der Freisprechung des in seinem Eigentum durch Noheit und Gewalt schwer gekränkten und gereizten Mannes. Seinem harten Gläubiger, Jakob Margolf, aber wurde im Lauf der Verhandlung eine ganze Reihe von Betrugsfällen nachgewiesen, die ihrem Urheber eine längere Freiheitsstrafe bewirkten. Auch der Schulze, sein Beschützer, ward zu allgemeiner Genugthuung seines Amtes entsetzt.

Von Preußens edler Königin reich unterstützt, hob sich bald der Wohlstand im Hause Kaspar Werners und seiner braven Frau; Anna wurde, zur holden Jungfrau erblüht, die Gattin eines höheren, allseitig geachteten Staatsbeamten. Erst vor kurzem schloß sie, hochbetagt, im Kreise ihrer Kinder und Enkel die Augen, nachdem ihre geliebte Landesmutter leider so bald schon nach jenen Tagen zur ewigen Ruhe eingegangen. Aber der Ring der Königin Luise erbt sich, wie die Kunde seines Ursprungs, von Geschlecht zu Geschlecht fort und mit ihm die Bezeichnung, welche kindlicher Glaube der Aeltermutter ihm dereinst beigelegt: „der Ring der guten Fee!“

Koschtmijoniz.

In einer Amtsstadt zwischen Offenburg und Bruchsal war ein Registrator, ein gewissenhafter, pflichteifriger Mann, der selbstverständlich sich auch die nötige Erholung gönnte. Samstag-Nachmittags, oder wenn sonst keine pressanten Geschäfte vorlagen, machte er sich gerne Bewegung, hinaus nach dem nächsten Hest in den Mohren. Der Mohrenwirt verzapfte ein gutes Glas ungetauften Wein, und da er auch selbst schlachtete, so fehlte es nie an einem guten Wickel: Sauereffele, Schinken, hausgemachten Schwartenmagen, Schweinsknöchel und andere Delikatessen. Wenn es die Geschäfte erlaubten, ging jedesmal auch des Registrators Freund, der Revident, mit und jedesmal schickten sie das Büblein des Mohrenwirts hinüber zum Gemeindeverrechner: „En schönen Gruß, und die Herre vom Amt seien da; er soll kommen, es fehle der vierte Mann zum Zego!“ Und bereitwillig zog der dienstbeflissene Verrechner den andern Rock an und ging. Aber nicht selten wurde es Abend und die Frau mußte mit dem Nachtesen auf ihn warten. Endlich kams ihr doch gar zu oft.

„Hannes“, stellte sie ihm vor, „schau, so kann des Dings net fortgeh“. Du versäumst jedesmal en halbe Tag und verthust noch obendrein dein gutes Geld — von de viele G'schäften in Haus und Feld, die unterdessa liege bleibe, gar net

z'rebe. Die Herre, jo, die henn gut mache, die henn nor ein G'schäft, und die B'soldung laaft fort, ob se in d'r Kanzlei oder im Wirtshaus sitze!“

„A was!“ entgegnete er, „des verstesich du net! Ich kann die Herre net vor de Kopf stoße, unseiner brucht se immer wieder. Un splendid, des muß e sage, sinn se; denn es koscht mi jo nix, sie halte mi frei.“

Nun, die Frau gab sich drein, wenn auch widerwillig. Und so gings fort bis nach Neujahr. Da kommt eines Tages des Mohrenwirts Büblein wieder — die Frau Gemeinverrechnerin war zufällig allein in der Stube — und bringt, mit einem „Gruß vom Vater“, eine Rechnung: An dem und dem — Wein, Käse und Becken . . . so und so viel; dann zehn Portionen Sülz, Grieben- und Leberwürste . . . macht so viel; ferner Sauerkraut und Schweinswaden — ditto mit Senf . . . Zusammen — nun es soll ein ganz hübsches Sümmlin ausgemacht haben.

„s isch recht, Jakobbele“, sagt die Frau. „Sag 'em Vater, mein Ma' wer' selwer komme!“ — Gut, der Jakobele geht — die Frau aber macht die hintere Thür auf — ihr Mann war just im Hof, wo er seinen zwei Säulein zuschaut und sich freut, wie g'frätz und busper sie schon seien.

„Hannes!“ ruft sie.

„Was isch?“

„Komm 'rinn, guck, de Koschtmijoniz isch bo!“ — Und nun gings über ihn her. „Du musch nit de Herre spiele! — Sell, e haw d'r 's g'sagt? Dene, ob se in d'r Kanzlei oder im Wirtshaus sitze, laaft die B'soldung fort. Ah deine laaft fort, awer wohin? Nüwer in de Mohre; da“, sagte sie und gab ihm die Rechnung, „kannsch se jez hinner de Spiegel stecke.“

Er kratzte sich hinterm Ohr. Und wenn das Büblein hernach wieder gekommen ist: die Herre vom Amt seien da! sagte die Frau ganz höflich: „E schöne Empfehlung un mein Ma' sei grad am G'schäft; wenn er ferti sei, wer' er komme. Awer sag' nor, es könn' spät Owe werde.“

Und die Moral von der Geschichte — nun, die kann der geneigte Leser selbst anwenden. Der Kalendermann will weiter nichts sagen, als: Manche Frau wisse die Rechnung richtiger zu stellen als ihr Mann, und sollte er sogar Gemeinverrechner sein.

An die Kritiker.

Das ist die klarste Kritik von der Welt, Wenn neben das, was ihm mißfällt, Einer was Eigenes, Besseres stellt.

Geibel.

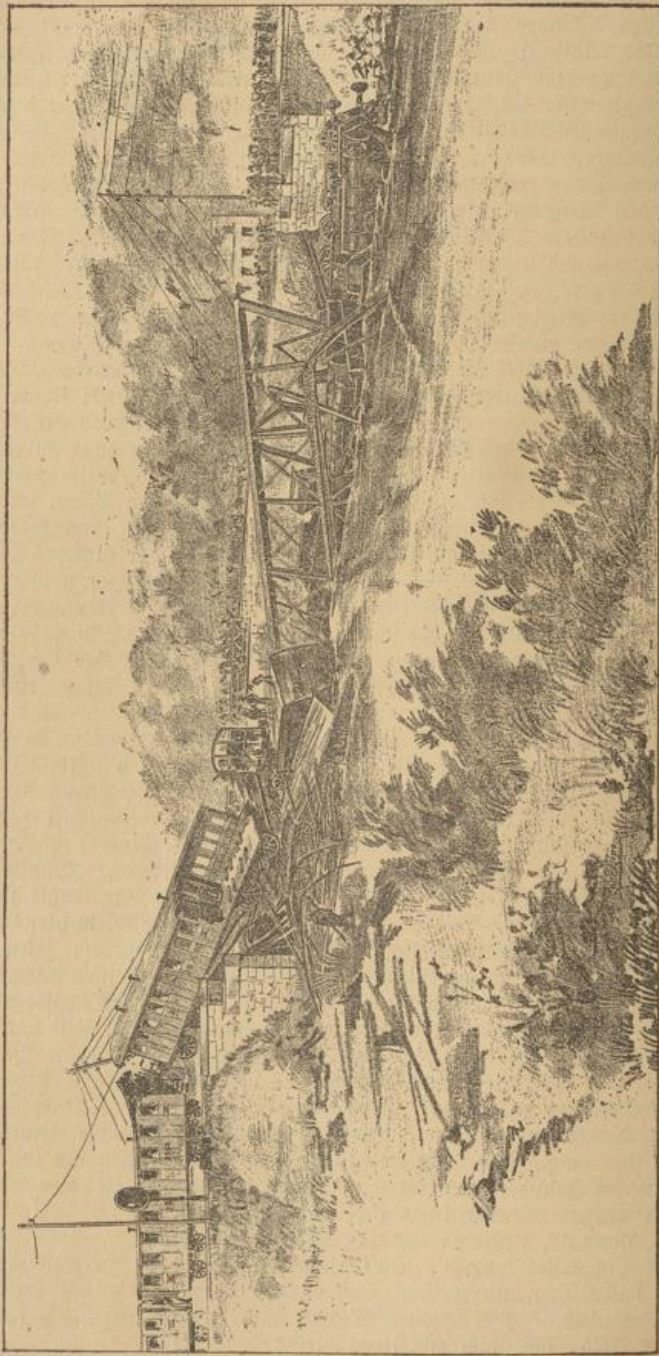
Das Eisenbahn-Unglück bei Mönchenstein.

Gar festlich hatte sich der Ort Mönchenstein bei Basel herausgeputzt, mit Kränzen und Fahnen waren die Häuser geziert, und fröhliche Menschen strömten in das Thal der Birs. Sollte doch am heutigen Sonntag, den 14. Juni, ein Geseangfest in Mönchenstein gefeiert werden. Selbst der Himmel schien dem Feste günstig zu sein, denn nach langen Regentagen blickte die Sonne zum erstenmal wieder vom blauen Himmelszelt freundlich in das liebe Birsthal. Um 2 Uhr mittags begannen in der Kirche die Wettgesänge. Eben hatten die Chöre das Lied begonnen:

*I han es Hüeli nett und blant
Im liebe Schwyzerland,*

als eine Unruhe unter den Zuhörern entstand, die fort und fort wuchs. Da erhob sich plötzlich der Festpräsident bleich und zitternd und verkündete, daß eben ein gräßlich Unglück geschehen, indem die Eisenbahnbrücke mit einem Personenzuge zusammengebrochen sei. Alles stürmte zur Kirche hinaus, das Dorf hinunter an das Wasser. Ein entsetzlicher Anblick bot sich hier den Augen und das Thal hallte wieder von dem Jammergeschrei der Verunglückten. In der nächsten Stunde hatte Mönchenstein seinen Schmuck abgelegt, Fahnen und Guirlanden waren von den Häusern verschwunden und statt froher Lieder hörte man in den Straßen Heulen und Weheklagen.

Der verunglückte Zug war um 2 Uhr 15 Minuten von Basel abgegangen, er bestand der Reihe nach aus 2 Lokomotiven, 1 Packwagen, 2 Personenwagen, 1 Postwagen, 1 Eilgutwagen und 7 weiteren Personenwagen. In dem Zuge befanden sich allein etwa 300 Personen, die nach Mönchenstein fuhren, außerdem viele nach



entfernt
füllt w
Die
Freiße
selbe
denen
und üb
nach ob
hiebei
Quader
(rechts)
Lokomot
Maues
ragen
folgen
auf d
nachfo
durch
genden
die Vor
und zer
durch d
dem G
erhelle
leichte
Der
Feiger
er erz
ein ent
umgefa
ersten
den die
auf ihr
bemerk
Zu G
und er
folgend
Allmäh
den Fe
dem R
half d
hatten
Luftzug
das Be
denn f
gewese
Luft.
Fenster
Ein
erzählte
liche Fi
nur no
Sterben
merr.

entfernteren Stationen, so daß derselbe überfüllt war.

Die erste Lokomotive war bereits über der Brücke auf dem Gemäuer des Dammes, als dieselbe mitten entzwei brach. Durch den entstandenen Ruck kam die Lokomotive aus den Schienen und überstürzte sich, so daß sie mit den Rädern nach oben im Wasser lag, neben dem Gemäuer; hiebei wurden aus dem Mauerwerk die stärksten Quadern herausgerissen, wie man auf dem Bilde (rechts) aus den Lücken ersieht. Die zweite Lokomotive blieb aufrecht im Wasser vor dem Mauerwerk stehen. Die sieben folgenden Wagen lagen im Wasser größtenteils zertrümmert. Der folgende Wagen blieb hängen, vom Damm bis auf die Trümmer herunterreichend. Auf dem nachkommenden Wagen stand ein Zugführer, der durch das Vor- und Rückwärtsdrücken des hängenden Wagens gequetscht und getötet wurde; die Vorderwand dieses Wagens wurde eingedrückt und zerschmettert. Die drei letzten Wagen blieben durch das sofortige Wirken der Luftbremse auf dem Geleise stehen, die Passagiere in denselben erhielten durch das Hin- und Herwerfen nur leichte Verletzungen.

Der auf der zweiten Maschine befindliche Heizer wurde wie durch ein Wunder gerettet; er erzählte, daß plötzlich ein betäubender Krach, ein entsetzliches Getöse entstanden sei. Er wurde umgeschlagen und fühlte heftige Stöße. Im ersten Augenblick konnte er wegen des entstehenden dichten Dampfes nicht sehen; eine Kiste war auf ihn geworfen worden. Als er sehen konnte, bemerkte er, wie die Lokomotive langsam sank. Zu Häupten türmten sich die Wagen hoch auf, und er glaubte nichts anderes, als daß die nachfolgenden Wagen alle auf ihn stürzen würden. Allmählich senkten sich die Wagen langsam in den Fluß. Der Heizer arbeitete sich mühsam aus dem Kohlenhaufen, in dem er verschüttet lag, und half dem Lokomotivführer, sich zu befreien. Dann hatten die beiden die Geistesgegenwart, sofort den Luftzug zur Heizung der Maschine abzusperren und das Ventil zu ziehen, daß der Dampf entweiche, denn sonst wäre eine Kesselplosion zu befürchten gewesen. Ein grauenhaftes Schreien erfüllte die Luft. Der Heizer sah, wie die Passagiere zu den Fenstern hinaus krochen und in die Birs sprangen.

Ein anderer, der sich aus dem Zuge rettete, erzählte: „Aus der Birs heraus ertönten schreckliche Hilferufe; dann wurde es stiller, man hörte nur noch Stöhnen und die letzten Schreie der Sterbenden, zuletzt leises Wimmern und Jammern. Es war zum Wahnsinnig werden.“

Nach einer halben Stunde waren über hundert Personen aus dem schief abhängenden Wagen gerettet, allen war das Gesicht blau aufgelaufen. Da alle Telegraphendrähte zerrissen waren, dauerte es eine Stunde, bis ein Zug Hilfe bringen konnte. Die Szenen, welche sich hier abspielten, waren herzerreißend: Weinende Familienväter, halb irre Mütter, die nach ihren Kindern schrieten; Kinder, die ihre Eltern suchten — dazu das Stöhnen der Verwundeten. Einen entsetzlichen Anblick bot der Trümmerhaufen, aus dem blutende Köpfe, Arme und Beine herausragten, und wo viele so eingeklemmt waren, daß man sie nicht herausbrachte und dieselben ertrinken lassen mußte. Eine Frau war bis an die Brust im Wasser zwischen Trümmern eingeklemmt und mußte so mehrere Stunden warten, bis sie befreit werden konnte. Ein Herr lag mit zerdrückten Füßen unter einem Rad; er bat, man möchte ihm doch die Füße abschneiden und ihn hervorziehen. Stundenlang mußte er so ausharren. Um seine Schmerzen zu lindern, gab man ihm Morphiumeinspritzungen; endlich erlöste ihn der Tod von seinen Leiden. — Ein Türke war zwischen einem Rade und einem Stück Eisen eingeklemmt, in die Brust hatte sich ein Holzkeil eingestoßen; die Leiche war gräßlich entstellt, das Gesicht blauschwarz. Unter dem überhängenden Körper des Türken hatte sich ein Knabe geborgen, der wie durch ein Wunder gerettet wurde. Bei manchen dauerte es sechs Stunden, bis man sie herausbrachte. Viele staken so zwischen den Trümmern, daß man sie gar nicht herausbekam und sie elend umkommen mußten, trotzdem manche Heldenthat bei dem Rettungswerk vollbracht wurde. Ein in einem nahe gelegenen Hause bediensteter Knecht stürzte sich mehrmals ins Wasser und brachte mit eigener Lebensgefahr Verwundete und Tote ans Ufer.

Aus Basel waren bald eine Anzahl Aerzte zur Stelle, ebenso das Sanitätspersonal mit den Transportmitteln. Die Rettungsarbeiten wurden erschwert, weil das Wasser an der Unglücksstätte sich staute. Die Schwerverwundeten, 41 an Zahl, wurden nach Basel in den Kantonshospital geschafft, die Leichtverwundeten wurden in Eile verbunden und von Angehörigen und Freunden fortgeführt.

Die aus den Trümmern geholten Leichen wurden auf der nahen Wiese niedergelegt. Da lagen sie, Leiche an Leiche, Männer, Frauen und Kinder, alle schrecklich zugerichtet.

Im Flusse lagen neben den Lokomotiven zerschmettert die vier ersten Personenwagen, der Post-, Eilgut- und Gepäckwagen, nebst vielen Leichen, teilweise gräßlich verstümmelt. Kurz vor

dem Einsturz der Brücke war der Pariser Expreszug und gleich hintendrein ein schwerer Güterzug über dieselbe gefahren.

Die Toten wurden andern Tags in eine benachbarte Scheune gelegt, es waren zwei lange Reihen, grausig zum Anschauen. Da lag ein Knabe ohne Kopf, andern fehlten Arme, Füße usw. Eine Familie, Vater, Mutter und zwei Knaben, lagen tot nebeneinander, daneben ein Vater mit seinen zwei Kindern. Eine Familie Bubeck aus Basel wurde durch dieses Unglück wohl am schwersten heimgeführt, der Großvater wurde schwer verletzt, zwei Söhne, eine Tochter und eine Enkelin kamen ums Leben, auch die Schwiegertochter wurde verwundet. Die meisten erlitten den Erstickungstod durch Ertrinken.

Wie durch ein Wunder konnten sich mehrere aus den ersten Personenwagen retten. Einer derselben erzählte: „Ich war im ersten Wagen dritter Klasse, neben mir saß eine Frau mit einem Kind auf dem Arme. Mitten auf der Brücke erfolgte ein Krach, ich sah die erste Lokomotive hinunterfallen und wurde betäubt. Als ich wieder zu mir kam, war ich bis zum Hals im Wasser, das von oben herein kam, weil die Decke des Wagens weg war. Die Frau neben mir hatte mich umfangen, war aber tot, ebenso ihr Kind, im Wagen hörte ich noch einzelnes Gemurmel. Ich hielt mich am Gitter der Brücke, konnte aber nicht loskommen, weil meine Füße eingeklemmt waren. Erst nach einer Viertelstunde konnte ich loskommen und wurde gerettet.“ — Ein anderer hatte sein dreijähriges Kind auf dem Schoße sitzen, als er plötzlich durch einen Ruck auf die Bank gegenüber geworfen wurde. Er zog die Füße auf und hob das Kind in die Höhe. Am Wagen wurde die vordere Wand eingedrückt, Wände und Decke verschoben sich und der Fußboden wich. Im nächsten Augenblick befand er sich mit dem Kinde, das er fest umschlungen hielt, unter Wasser, inmitten vieler Trümmer. Nach verschiedenen Versuchen gelang es ihm, sich herauszuarbeiten und an die Oberfläche des Wassers zu kommen, auch das Kind war noch am Leben. Schwimmend erreichte er mit demselben das Ufer. — Ein Basler Herr mußte beim Einsteigen einen der vorderen Wagen wieder verlassen, weil seine Cigarre noch brannte und in diesem Wagen nicht geraucht werden durfte. Er ging von Wagen zu Wagen, alles war besetzt. Endlich findet er noch Platz im hintersten Wagen und blieb hier von dem Unglück verschont. — Ein Mann im vordersten Wagen sah eben zum Fenster hinaus, als die zweite Lokomotive sich langsam senkte;

er sprang hinaus ins Wasser und kam glücklich davon. — Der Heizer von der ersten Lokomotive saß zusammengekauert am Ufer, war aber so erschüttert, daß er nicht sagen konnte, wie er sich gerettet hatte.

Das Herausholen der Wagen- und Brückenteile aus dem Wasser war eine sehr schwierige Arbeit, weil alles durcheinander und ineinander gefeilt war, Sappeure und Pioniere besorgten diese Arbeit. Nach sechs Tagen wurde das Wasser von einem Taucher untersucht, aber keine Leichen mehr gefunden. Die Lokomotiven mußten stückweise auseinander genommen werden, weil sie zum Herausheben zu schwer waren.

Das Mönchensteiner Unglück ist eines der größten, die bis jetzt beim Eisenbahnbetrieb vorkamen. 73 Menschen kamen dabei ums Leben, 41 wurden schwer und 91 leichter verletzt. Der Schaden an Material beträgt etwa zwei Millionen.

Das Vergißmeinnicht.

Ueber die Entstehung des Namens des von uns allen gern gesehenen freundlichen und bescheidenen blauen Blümchens entnehmen wir einem älteren Buche über Leben, Sinn und Sprache der Pflanzenwelt in älteren und neueren Dichtungen folgendes kleine Gedicht, das namentlich unseren Leserrinnen willkommen sein dürfte.

Als unser Herr die Blumen schuf,
Stand jede da auf seinen Ruf,
Und alle in bunten Gewändern kamen
Und fragten, sich neigend, nach ihren Namen.
Der Herr benannte die tausend Gestalten,
Befahl, die Namen wohl zu behalten.
Da kam am Schlusse ein Blümlein zurück
Und klagte mit einer Thräne im Blick:
„Ich habe in dem großen Verein
Vergessen, Herr, den Namen dein!“
Der Herr mit ernstem Angesicht
Zum Blümlein freundlich drohend spricht:
„Vergiß—mein—nicht!“
Das Blümlein dachte der Rede nach,
Zog sich zurück an den stillen Bach;
Sein freundlich Blau, sein gelber Stern
Glänzt anspruchslos, von Menschen fern.
Wenn gute Menschen vorübergeh'n,
Und dieses freundliche Blümchen seh'n,
Wenn Lieb' und Freundschaft es sinnend bricht,
Aus ihm noch die freundliche Stimme spricht:
„Vergißmeinnicht!“

Das Glück.

Das Glück — kein Reiter wirds erjagen —
Es ist nicht dort, es ist nicht hier,
Lern überwinden, lern entsagen,
Und ungeahnt erblickt es dir.